<36608282440018

<36608282440018

Bayer. Staatsbibliothek

4066

Anekdoten
von
Friedrich dem Großen.

Aus
authentischen Quellen gesammelt
von
Dr. Franz Meyer.

Mit Bildern.

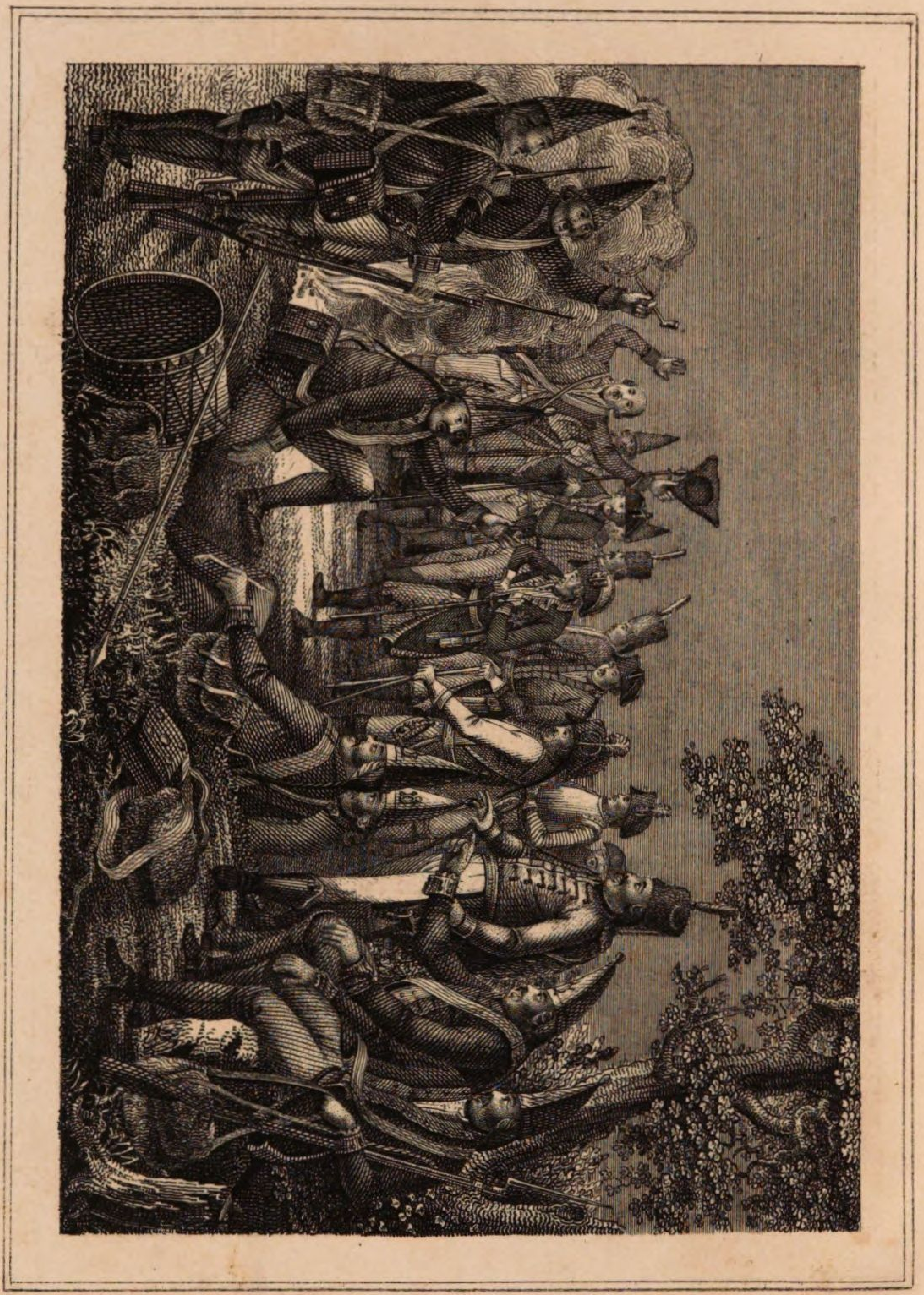
Bayerische Staatsbibliothek München

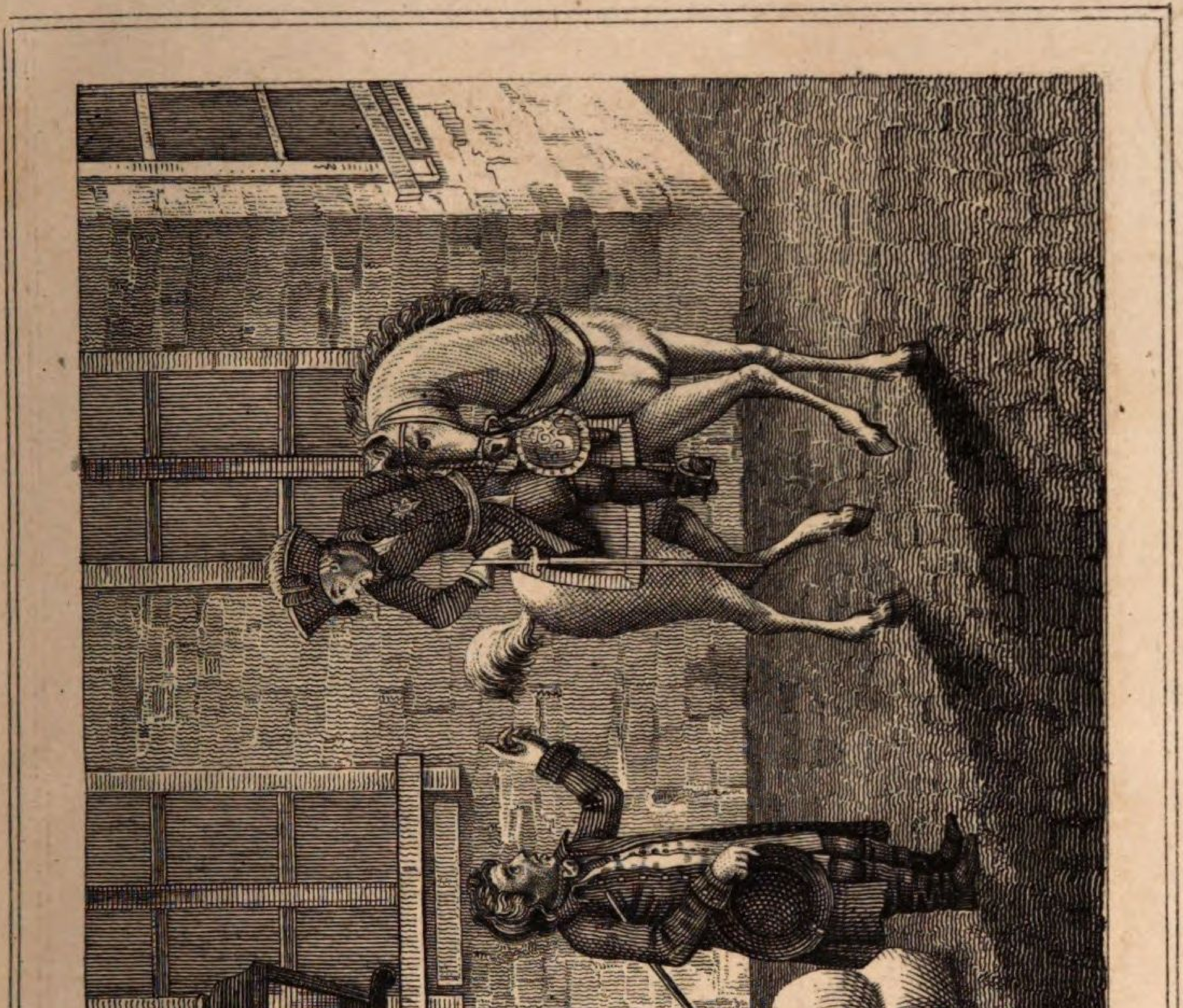
Erstes Heft.

Mit 3 Bildern.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1839.

Bayerische
Staatsbibliothek
München





1. Festgeklebt.

Einst ließ der König den Baron v. Pöllnitz in sein Zimmer kommen, und befahl, er sollte ihm etwas vorlesen. Man brachte ihm einen Stuhl, dessen Sitz vorher auf des Königs Befehl mit Pech bestrichen worden war. Pöllnitz setzte sich, und las eine gute Viertelstunde. Als er endlich aufstehen wollte, zog er den Stuhl mit sich in die Höhe. Sein Erstaunen hierüber, und die Mühe, die er anwendete, von dem Sessel loszukommen, machte den König herzlich zu lachen. Endlich entschloß sich Pöllnitz zu einer raschen That, die das Komische des Vorganges nicht wenig vermehrte. Er zog nämlich ein Messer aus der Tasche, und schnitt so viel aus dem Gesäße des Stuhles ab, als an seinen Beinkleidern festsaß. So erschien er, als wenn nichts geschehen wäre, mit unverzogener Miene bei Hofe und stellte sich keck unter die Anwesenden, die nichts von dem Vorgefallenen wußten. Der König konnte indeß den Baron unmöglich ansehen, ohne in ein Gelächter auszubrechen.

2. Eine halbe Stunde nach Spandau.

Der Magistrat in einer kleinen Stadt in der Mark ließ einen Bürger ins Gefängniß setzen, der beschuldigt ward, daß er Gott, den König und einen edlen Magistrat gelästert habe. Der Bürgermeister stattete davon dem Könige Bericht ab, um zu erfahren, was für Strafe ein solcher Missethäter verdient habe? Der König schrieb mit eigener Hand folgenden Bescheid an den Rand der Vorstellung:

»Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rath gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden, und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen.«

3. Bedecken Sie Sich, Ihro Majestät!

Der König besah einmal das große Hallische Waisenhaus, das der berühmte August Herrmann Franke durch milde Bei-

träge guter Menschen angelegt hat. Der Sohn dieses ehrwürdigen Mannes, der nicht den Geist seines Vaters hatte, führte den König in diesen großen, weitläufigen Anstalten herum. Der Monarch ging mit unbedecktem Haupt, weil es ihm vielleicht zu heiß war; aber Herr Franke glaubte, es geschehe aus Höflichkeit gegen ihn. Er sagte daher zum Könige: »Bedecken Sie Sich! geniren Sich Ihro Majestät nicht.« Die beständige Gegenwart des Geistes, die dem Monarchen so ganz eigen war, zeigte sich auch jetzt. Der König klopfte seinem Begleiter sehr treuherzig mit der Hand auf die Schulter und sagte:

»Sein Vater war ein vernünftiger Mann.«

4. Der König mit den Lotterieloosen.

Als der König während seines Aufenthalts in Straßburg sich in der italienischen Komödie befand, trat ein kleines Mädchen an ihn heran, und bot ihm zwei Lotteriezettel, jeden von 30 Sols an. Der König nahm sie, und gab dem Mädchen dafür vier Dukaten. »Ich bin nicht glücklich in der Lotterie!« sagte er, und zerriß sie.

5. Pro deo.

Bei dem ersten Zuge des Königs nach Schlesien wollte man in die preußischen Fahnen die Worte setzen: **pro deo et patria** — für Gott und das Vaterland. — Der König aber strich **pro deo** weg und sagte: »Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeiten der Menschen mischen. Der Krieg betrifft eine Provinz, nicht die Religion!«

6. Gute Antwort.

Friedrich der Große ritt einst in Begleitung mehrerer Generale und des bekannten Quintus Icilius, der damals noch den Titel Hofrath führte, spazieren. Von ungefähr begegnete ihnen ein Geistlicher, der einen schönen Engländer ritt und gut zu Pferde saß. »Seh' Er einmal, Quintus,« sagte der König, »wie der Pfaffe dort auf seinem Engländer stolzirt; reit' Er doch hin und mach' Er ihn etwas demüthig.« Quintus ließ sich das nicht zweimal sagen. — Er ritt hin und sagte zu dem Geistlichen:

»Wie, mein Herr, Sie können ein so schönes Pferd reiten, während Ihr Herr und Meister nur ein bescheidenes Eselein bestiegen?«

»Das würde ich auch gern thun,« sagte der witzige Sohn der Kirche, »allein seitdem Se. Majestät alle Esel zu Hofräthen gemacht haben, kann man ja keinen mehr auftreiben.«

7. Und ich bin Pöllnitz!

Einst wettete der König mit dem Baron von Pöllnitz um eine ansehnliche Summe, er wollte ihn auf der Redoute in jeder Verkleidung erkennen. Pöllnitz ließ am nächsten Redoutentage einen Menschen, der ganz seine Figur hatte, in einer Maske auf die Redoute gehen, in der Friedrich ihn selbst schon zuvor gesehen hatte. Er aber borgte sich viele Juwelen zusammen, und sorgte überhaupt für eine solche Pracht in seinem Anzuge, daß der König eher jeden Andern, als den Baron v. Pöllnitz unter dieser Maske suchen mußte. Er drängte sich geflissentlich an den König heran, ließ sich, mit veränderter Stimme, in ein Gespräch mit ihm ein, und äußerte: er wünsche nichts mehr, als den König zu sprechen, dem er wichtige Dinge zu entdecken habe. Friedrich wurde hierdurch aufmerksam. Nach einigen Zwischenreden nahm er endlich seine Maske ab, und sagte: »Ich bin der König.« — Geschwind nahm auch Pöllnitz die seinige mit den Worten herunter: »Und ich bin Pöllnitz!«

8. Mehr als Hochachtung.

Der Eindruck von Friedrichs Größe wirkte auch auf entfernte Nationen, und rohe Menschen fühlten sich von seiner unglaublichen Unerschrockenheit wehrlos gemacht. In dem siebenjährigen Kriege ritt er einst mit einem ganz kleinen Gefolge recognosciren. In einem Gebüsch lagen einige Panduren versteckt, die durch einzelne, doch fruchtlose Schüsse nach dem Gefolge des Monarchen zielten. Der Held achtete dies nicht, als ihm plötzlich ein Feldjäger zurief: »Ihro Majestät, retten Sie sich! Da hinter diesem Baume, dicht am Wege, legt Einer auf Sie an!« — Friedrich behielt seine Fassung, sah sich um, erblickte den zielenden Panduren, hob seinen Stock in die Höhe, und rief ihm mit drohender Stimme: »Du! Du!« und der Pandur nahm erschrocken sein Gewehr vor den Fuß, entblößte sein Haupt und blieb in ehrerbietiger Stellung stehen, bis der König vorübergeritten war.

9. Küster Schmidt.

Es fehlte einmal in der Domkirche zu Berlin an Gesang-

büchern für den Hofstaat, und auch an Holz, die königliche Loge zu heizen. Der damalige Küster, ein alter, dreister Mann, schrieb deßhalb an den König:

Allergroßmächtigster König!

»Ew. Königl. Majestät thu berichten: 1) daß es an Gesangbüchern für die königl. Familie fehlt. Ew. Königl. Majestät thu berichten 2) daß es an Holz fehlt, um die königliche Loge ordentlich heizen zu können. Ew. Königl. Majestät thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.«

Schmidt, Küster an der Domkirche.

Der König, der über dies seltsame Schreiben wohl herzlich gelacht haben mag, schrieb mit eigner Hand diese Antwort darunter:

»Ew. Wohlwürd. dem Küster Schmidt thu berichten, 1) daß wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. Ew. Wohlwürd. dem Küster Schmidt thu berichten 2) daß wer sich will einheizen lassen, sein Holz sich selbst besorge. Ew. Wohlwürd. dem Küster Schmidt thu berichten 3) daß das Geländer am Wasser seine Sache nicht ist. Dem Küster Schmidt thu endlich noch 4tens berichten, daß ich mich weiter in keine Korrespondenz mit ihm einlasse.«

10. Des Königs Equipage.

Nach der so rühmlichen Schlacht bei Soor bemeisterten sich die Oestreicher der Equipage des Königs, und nahmen ihm Alles weg. Als seine Leute ihm solches meldeten, sagte er mit Lachen: »Da sollen sie keine große Meinung von meinem Staate, und meiner Pracht bekommen!«

11. Einen Bock gemacht.

Ein Officier bekam nach erhaltenem Abschiede eine sehr gute Versorgung, weil er sich als Invalide angegeben hatte. Der König reis'te einmal durch die Stadt, wo dieser im Amte stand. »Wie gehts zu, daß Er nicht mehr dient?« fragte ihn der König, »Er ist ja noch frisch und gesund!« — »Ew. Majestät! ich habe einen Bock gemacht, deßhalb nahm ich meinen Abschied.« — »So ist Er ja aus einer abscheulichen Familie! Sein Vater machte einen Esel, und Er einen Bock!«

12. Christen. — Colonisten.

Ein gewisser Geistlicher kam bei dem Könige ein, ihm ein Stück Land anzuweisen, wo er Colonisten ansetzen könnte, die unter seiner Aufsicht ständen. Friedrich schickte die Bittschrift wieder zurück, nachdem er vorher darunter geschrieben hatte:

»Paulus machte Christen,
Aber keine Colonisten.«

13. Der König muß bei einer Banquiersfrau die Schuhe ausziehen.

Der König reis'te im strengsten Inkognito, von dem einzigen Oberstlieutenant von Balbi begleitet, nach Holland, und kam unerkannt in Amsterdam an. Hier begegnete ihm folgender Vorfall: der König wollte einen Banquier, von dem er eine ansehnliche Summe zu erhalten hatte, gern selbst sprechen; er ging nach seiner Wohnung, fand ihn aber nicht zu Hause. Die Frau des Banquiers, die den König nicht kannte, sagte ihm: ihr Mann würde wahrscheinlich bald nach Hause kommen; wenn er sonst wollte, könnte er ihn in einem Zimmer, welches sie ihm aufschließen würde, erwarten. Der König, der sich der Frau nicht zu erkennen gab, nahm den Vorschlag an, versah sich aber keinesweges des Compliments, das sie ihm machte. Die Frau ersuchte ihn höflich, die Schuhe vor der Thür auszuziehen. Der König mochte sie, so viel er immer konnte, auf der Fußdecke vor dem Zimmer abwischen, er mußte sich dennoch der verlangten Ceremonie unterwerfen. Seine Begleiterin verließ ihn sogleich, nachdem sie ihm ihr Heiligthum von Putzstube geöffnet hatte, und war nicht so gefällig, ihrem hohen Gaste Gesellschaft zu leisten. Bald nachher kam der Banquier. Wie groß war dessen Erstaunen, den Monarchen in seinem Hause anzutreffen — er wußte schon die Ankunft des Königs — er dachte aber vor Schreck in Ohnmacht zu sinken, da er ihn ohne Schuhe sah. Er fiel ihm zu Füßen, und bat für seine Frau um Verzeihung. »Warum gaben sich Ew. Majestät nicht zu erkennen?« — »Ich sollte mich zu erkennen geben,« sagte der König, »o, dafür habe ich mich wohl gehütet; denn der König von Preußen hätte mich sicher nicht von der kleinen Ceremonie befreit.« — Der König hatte Recht. Die Frau des Banquiers ward gerufen. »Was hast Du angegeben?« sagte der Mann, und zeigte ihr den Kö-

nig; »wirf Dich Sr. Majestät zu Füßen, und bitte derselben Deine Unart ab.« — »Was?« sagte die Frau, »bei meiner Treue! ich kann ihm nicht helfen; da muß König und Königin dran. Ziehe ich die Schuhe doch selber ab, da mir doch das Zimmer gehört.« — »Sie haben auch vollkommen Recht!« sagte der gütige König; und zum Banquier: »Nun, mein Herr, sehen Sie wohl? — ich wußte es recht gut, daß ich nur durch meine Folgsamkeit und Beibehaltung des Inkognito, dem Könige von Preußen eine Beschimpfung ersparen würde.«

14. Der König, ein reisender Virtuose.

Der König wünschte bei seinem Aufenthalte in Amsterdam eine holländische Pastete zu essen, weil er von ihrer Vortrefflichkeit viel hatte rühmen hören. Sein Begleiter mußte die Besorgung übernehmen, eine solche bei der Wirthin im Hause, wo sie wohnten, zu bestellen. Die Wirthin sah den Obersten Balbi auf dies Begehren vom Kopfe bis auf die Füße mit einiger Verächtlichkeit an, und fragte: »Wel, myn Heer, as gy wollen een Pasteet eeten, kónnen gy oock betalen? — en weet gy, das een Pasteet drittig Gulden kostet?« (Sie wollen, mein Herr, eine Pastete essen, können Sie sie aber auch bezahlen? — Wissen Sie wohl, daß eine Pastete dreißig Gulden kostet.) Balbi versicherte der guten Frau, daß der Fremde, der in ihrem Hause wohne, dies sehr leicht bezahlen könne; denn er wäre ein Virtuose auf der Flöte, und wenn er sich nur einige Stunden hören ließe, so brächte ihm dies Geld in Menge ein. Die Wirthin erkundigte sich weiter, was denn ein Virtuose wäre? Balbi bedeutete ihr mit mehreren Umständen, der Fremde sei ein vortrefflicher Flötenspieler, der auf seine Kunst reise. »Wel myn Heer,« rief die Wirthin, so mut ick en doch oock hören!« (So muß ich ihn doch auch einmal hören). — Darauf lief sie in das Zimmer des Königs, setzte beide Arme in die Seite, und sagte zu demselben: »Myn Heer, as gy so schön pypen können, wollen gy my wol oock wat vorpypen?« (Mein Herr, da Sie so schön pfeifen können, wollen Sie mir auch was vorpfeifen?) Der König ward über diese unerwartete Anrede gewissermaßen überrascht; Balbi aber sagte ihm mit wenigen Worten, was vorgegangen sei. Hierauf ergriff der König willig die Flöte, und spielte darauf so meisterhaft, als er nur konnte, und zwar eine ganze Zeitlang, so daß die Wirthin, von dem Spiel ganz bezaubert, nicht von der Stelle gehen wollte. Endlich, da der

König aufhörte, sagte die Wirthin zu ihm: »Wel myn Heer, dat is waar, gy können schön pypen, en wel eenen Batzen verdeenen; nu wil ick gy ooch eene Pasteet macken.« (Ja, mein Herr, das ist wahr, Sie können schön spielen, und wohl einen Batzen verdienen; nun will ich Ihnen auch eine Pastete machen.)

15. Der Viehrath und der Tabacksrath.

Der König versagte nur alsdann Jemandem den begehrten Titel, wenn sich die Person und der Titel gar nicht zu einander paßten, oder er schlug wohl gar alsdann einen ganz neuen Titel vor, der oft, der Neuheit wegen, lächerlich zu sein schien. So verlangte ein Pferdearzt den Hofrathstitel, der König schickte die Vorstellung zurück, hatte das Wort Hofrath ausgestrichen und dafür auf den Rand Viehrath geschrieben. Nicht viel besser ging es dem Magazinverwalter Zorn, welcher gern Commissionsrath sein wollte; er bekam folgende Resolution:

Se. Königl. Maj. v. Pr. Unser allergn. Herr ꝛc. finden auf die Anlage des Magazinverwalters Zorn bei dem Tabacks-Exportations-Magazin in Halle, den Charakter als Tabacks-Rath, seinen Geschäften angemessener, und wollen daher demselben solchen eher, als den erbetenen Commissionsraths-Titel, gegen die Gebühren, wohl beilegen.

Potsdam, den 26. November 1784.

16. Der Soldat ohne Branntwein.

»Hast Du keinen Schluck Branntwein?« fragte der König einen gemeinen Soldaten auf einem Marsche. Der edle Soldat gab sich vor Verdruß, gerade in diesem Augenblicke keinen zu haben, einen harten Schlag ins Gesicht! »Nu, nu,« sagte der König, »was ist's denn mehr, ich habe genug an Deinem guten Willen, mir einen Schluck mittheilen zu wollen.« Wenige Stunden darauf gab ihm der König mit eigener Hand eine kleine Bouteille schönen Liqueur und hundert Thaler zum Geschenk.

17. Rangordnung.

»Bekommen auch meine Hunde ihr gehörig Futter?« fragte der König einen Pagen. »Erst Sie, dann die Hunde, dann ich,« antwortete der Page. Der König, dem diese lakonische Antwort gefiel, ließ den Pagen wieder vor sich kommen und sagte: »Mir Kaffee, meinen Hunden Bisquit und Euch diese Uhr.«

18. Einen Dreier zum Syrup.

Eines Tages ritt der König nach der Porzellanfabrik. Als er daselbst absteigen wollte, hatte sich ein kleiner Junge vor dem Pferde gefürchtet, und sich auf die Treppe vor der Thüre geflüchtet, wo er so unglücklich war, zu fallen, und eine porzellanene Tasse zu zerbrechen, worüber er ein großes Geschrei erhob. Der König, der jetzt eben auf diese Treppe hinaufging, faßte den Knaben liebreich bei der Hand und sagte: »Mein Kind, komm mit, ich will Dir eine andere Tasse geben.« Der Knabe folgte dem Könige weinend nach, und erhielt eine ähnliche Tasse, auch einen ganzen Thaler. Er wollte aber diesen Thaler nicht annehmen, und sagte: er müsse eben so einen Dreier haben, um Syrup dafür zu holen. Hierüber lachte der König, schickte Jemanden mit dem Jungen, ihn nach Hause zu bringen, und gab noch für die Mutter sechs Paar Tassen und einen Friedrichsd'or mit.

19. Va banc.

Nach der Schlacht bei Leuthen verlangte der König, im Schlosse zu Lissa ein Abendessen einzunehmen. Die österreichischen Officiere hatten indeß nur sehr wenig übrig gelassen. Es war kein anderer Rath, als von dem, was etwa noch in den Schüsseln der Ueberwundenen übrig geblieben war, für den Ueberwinder etwas zu einer Art von Ragout zusammen zu suchen und ihm vorzusetzen. Nie hat wohl ein solches zusammengelesenes Ragout Jemand besser geschmeckt. Der König aß mit herzlichem Appetite, war dabei äußerst aufgeräumt, und unterhielt sich mit dem Besitzer des Schlosses, Baron von M., der ihm bei seiner frugalen Abendtafel aufwartete. Plötzlich sah der König den Baron steif an, und sagte mit einer Art von bedeutender Miene:

»Mein lieber M.! kann Er Pharo spielen?«

Der Baron, welcher wohl wußte, daß der König die Hazardspiele haßte, war in einiger Verlegenheit und sagte stammelnd:

»In meiner Jugend« —

Der König versetzte:

»So weiß Er doch, was **va banc** ist; das habe ich heute gespielt!«

20. Er sticht mit der Kammer durch.

Ein Bauer und seine Frau wollten einmal dem Könige

eine Bittschrift überreichen. Der Monarch fragte nach ihrem Gesuche, und da sie es ihm gesagt hatten, antwortete er: »Ihr müßt nach der Kammer gehen, da werdet Ihr Bescheid erhalten.« — »Da sind wir schon gewesen,« antworteten sie. — »Nun, so kann ich Euch dann nicht helfen,« erwiederte der König. — »Komm!« redete der Bauer seine Frau an, »komm! — Du siehst ja, daß er mit der Kammer unter einer Decke steckt.« Der König lachte herzlich über den naiven Ausdruck, und nahm die Bittschrift an.

21. Pferdetaufe.

Wenn der König ein Pferd geritten hatte, legte er ihm einen Namen bei, welcher gewöhnlich entweder von der Gestalt oder den Eigenschaften des Pferdes hergenommen war. Man konnte daher meist aus dem Namen, den er einem Pferde gab, auf die Meinung schließen, die er von dessen Gemüthsart und Kräften hatte. Zuweilen gab er auch den Pferden Namen von bekannten Personen. Ein einziges Mal gab er einem neuen Pferde, von dessen äußerem Ansehn er sich nicht viel versprach, ehe er es ritt, den Namen Wackelhanns. Als er es aber nachher bestieg, und es wider Vermuthen sehr gut fand, taufte er es um, und gab ihm den Namen des Stallmeisters, der es so gut zugeritten hatte.

22. Sehr schön — sehr einfältig.

In den jüngern Jahren des Königs hatte ein sehr schönes Frauenzimmer die Ehre, sich bei ihm eine Gnade ausbitten zu dürfen. Der Monarch ging verschiedene Male auf und ab, ihr Bedenkzeit zu lassen, endlich aber währte es ihm zu lange. »Nun,« fragte der König, »hat Sie denn gar nichts von mir zu bitten?« — »Nein,« versetzte sie. — »Nun, so geh Sie in Gottes Namen! — Sehr schön aber sehr einfältig,« sprach der König zu einem anwesenden Kavalier; »ich will ihr aber doch eine Goldbörse nachschicken, vielleicht kauft sie sich Verstand dafür.«

23. Der Kosackenschimmel im Galop.

Als der russische General Czernichef im Jahre 1762 mit seinem Corps bei der Armee des Königs war, brachte er dem Könige zwei Kosackenpferde mit, welche der König oft, besonders das eine, einen Schimmel, auf Märschen ritt. Als der

König im Ausgange dieses Jahres auf eine kurze Zeit in Meißen war, wollte er an einem Vormittage von dort aus nach dem Dorfe Miltitz, welches ungefähr eine halbe Stunde von Meißen liegt, auf dem Kosackenschimmel reiten, um in der dortigen Gegend irgend etwas zu besehen und anzuordnen. Mit einem kleinen Gefolge begegnete er, gleich vor der Stadt, dem Generallieutenant der Kavallerie, Herrn v. Krokow, welcher in eben diesem Dorfe sein Quartier hatte. Er befahl demselben, umzukehren und ihn dahin zu begleiten. Noch waren sie nicht weit gekommen, als der König sich sagen ließ, wie spät es an der Zeit sei, und fand nun, daß er eilen müsse, wenn er nach Miltitz kommen und zur Zeit der Parole wieder zurück in Meißen sein wolle. Das Ausgeben der Parole zu verzögern, und die Officiere darauf warten zu lassen, war nicht in seinem Charakter. Er suchte also seinen Kosacken in einen schnelleren Gang zu bringen, aber — dieses war ganz vergeblich; denn die Kosackenpferde sind bekanntlich nur mit dem sogenannten Kantschu in Thätigkeit zu bringen. Der König applicirte ihm wie gewöhnlich den Stock zwischen die Ohren; der Kosacke schüttelte den Kopf, drehte den Hals, aber schneller ging er nicht; und der König schien einen Augenblick verdrießlich zu sein. In eben diesem Augenblicke kam ein sächsischer Bauer, mit einem langen Stocke in der Hand, dieses Weges gegangen. Der Generallieutenant v. Krokow ließ sich den Stock von ihm geben, und fragte den König, ob er das Pferd damit antreiben dürfe? Der König sagte ihm: »Schlag Er zu!« und nun ließ der General den Kosacken diesen Stock auf dem Kreuze und an den Hintertheilen fühlen. Sogleich setzte dieser sich in Galop, und der König hieß dem General, sobald das Pferd wieder nachlassen wollte, wieder zu schlagen. Es konnte nicht fehlen, daß der Ritt dadurch nicht sehr lustig geworden wäre. Der König hatte, weil es mitten im Winter war, seinen blauen Mantel um, und bei dem ziemlich kleinen und schmalen Kreuze dieser Art Pferde, deckte der Mantel das Hintertheil des Kosacken fast gänzlich. Der General konnte also das Pferd nicht antreiben, ohne daß er nicht zugleich auf des Königs Mantel, und eben aus diesem Grunde sehr derb und in eben dem Verhältnisse, worin der Zug weiter kam, immer derber zuschlagen mußte. Wie der Zug auf diese Art bis in das Dorf Groß-Jahne hineinging, und die Wache von dem dort stehenden Infanterie-Regiment Jung-Schenkendorf ins Gewehr rief, schien der Kosacke eben wieder nachlassen zu

wollen, und der General mochte vermuthlich sich Bedenklichkeiten machen, eben jetzt den Kosacken mit dem Stocke anzutreiben. Aber der König sagte ihm lachend: »Schlag' Er nur zu! die Infanterie wird zwar glauben, daß Er mich schlägt, allein das schadet nicht; wenn wir nur fortkommen! Schlag' Er nur zu!« Und so ging der Zug vor der Infanteriewache vorbei unter beständigem Antreiben, bis Miltitz, und von da, nachdem der König die Gegend hinlänglich untersucht, und einige neue Anordnungen anbefohlen hatte, wieder beinahe auf dieselbe Art zurück, dergestalt, daß der König noch zu rechter Zeit zum Ausgeben der Parole nach Meißen zurückkam.

24. Der Sackträger, der noch keinen König gesehen.

Der König ging eines Tages um 4 Uhr Nachmittags ohne die geringste Begleitung vom Schlosse durch den Lustgarten spatzieren, hatte einen schlechten blauen Rock an, und einen alten Hut auf. Gerade kamen zwei Sackträger denselben Weg gegangen, von denen der eine sagte: »Da kommt der König!« der andere, der ihn noch nie gesehen hatte, fragte, wie der König ihnen ganz nahe war: »Wo? wo kommt der König?« Friedrich ging gerade auf sie zu und legte diesem Sackträger die Hand auf die Schulter und sagte: »Hier bin ich!« Der Sackträger, über die schnelle Gegenwart des Königs und dessen unerwartete Anrede äußerst erschrocken, sagte zitternd: »Ach! Gott straf mich, ich habe in meinem Leben noch keinen König gesehen!« — »So?« sagte der König, »wie heißt Du, und wo bist Du her?« — »Ich heiße Korge und bin aus Litthauen.« Mit lächelnder Miene ging der König weiter und sagte: »Komm morgen früh um 9 Uhr aufs Schloß, dann sollst Du mich noch einmal sehen.« Den folgenden Tag ging der Sackträger um die bestimmte Zeit auf das Schloß und erhielt von einem Kammerlakai vier Friedrichsd'or mit der Erinnerung: er solle sich dafür einen guten Rock kaufen.

25. Der Saucenrath.

Ein Tabacksfabrikant, der schon einen Titel erkauft hatte, wollte ihn gern in den Kriegsrath umgeschaffen wissen, und hielt darum an. Der König schrieb unter seine Bittschrift: »Kriegsrath kann Er nicht werden, aber Saucenrath kann Er sein!«

26. Fünf Esel bedienen den König.

Während des siebenjährigen Krieges pflegte der König eine Zeitlang des Abends nichts als gesottene Brezeln mit feinem französischen weichen Käse zu essen und Tyroler Wein dazu zu trinken.

Als der König im Jahre 1760 aus dem Winterquartiere von Leipzig in die Cantonirungsquartiere nach Meißen zog, so wurde bei dieser Gelegenheit der gedachte französische Käse mitzunehmen vergessen. Da der König nun seiner Gewohnheit nach davon zu essen verlangte, und man demselben berichtete, daß er zwar vergessen, indeß bereits eine Estaffette zurückgeschickt wäre, welche ihn holen sollte, so war der König sehr ungehalten über die Vergessenheit seiner Leute. Als die Kammerbedienten am folgenden Morgen in seinem Zimmer beim Anzuge gegenwärtig waren, fragte er einen: »Wie viel Esel habe ich bei mir?« Der Kammerdiener, der wohl merkte, wen der König mit dieser Frage gemeint wissen wollte, antwortete: »Mit mir haben Ew. Majestät fünf Esel bei sich.« Der König, welcher dies vermuthlich nur hören wollte, sagte: »Es hätte also wohl einer davon so klug sein und meinen Käse mitnehmen können.« — Nun war wieder alles gut.

27. Der verweigerte Abschied.

Bei der im Jahre 1753 angestellten Musterung über die Regimenter in Preußen, hatte der König einem Obersten, dem er sonst mancherlei Gnade erwiesen, in etwas harten Ausdrücken seine Unzufriedenheit geäußert. Bald nachher forderte dieser Oberst, unter dem Vorwande einer Kränklichkeit, die ihn zum Dienst untüchtig mache, seinen Abschied. Der König überschickte ihm folgende Antwort:

> Mein lieber Oberster von S**** Ich kenne Euch zu gut, als daß Ich nicht auch einigermaßen die Ursachen Eurer Krankheit, die nicht von der Art sind, um deßhalb den Abschied zu fordern, leicht errathen sollte. Die Galle ist Euch in den Magen getreten, und dazu giebt es noch immer Mittel genug, um solche wieder herauszuschaffen. Fehlt es Euch dort an geschickten Aerzten, die solches bewerkstelligen können: so will Ich schon dafür sorgen lassen, daß Ihr einen erhalten sollet. Einiger Muth gehört mit dazu, um wieder gesund zu werden, und Ihr müßt Euch nur sorgfältig vor starken Einbildungen hüten. Wenn Ich Euch künftiges Jahr bei der

Revüe sehen werde, wird es schon besser mit Euch gehen, und Ihr werdet dann finden, daß Ihr Mir noch länger zu dienen im Stande seid. Indeß versichere Ich Euch, daß Ich Euer wohlaffektionirter König bin.

Potsdam, den 10. Juli 1754.

Friedrich.

Eigenhändig hatte der König noch darunter geschrieben:

Mir geht es auch nicht immer, wie ich es gern haben möchte, deßwegen muß ich immer König bleiben. Rhabarber und Geduld wirken vortrefflich.

28. Der Molwitzische Schimmel.

Der König hatte drei Pferden aus besonderer Zuneigung das Gnadenbrod gegeben, das heißt, nachdem sie alt geworden, sie bis an ihren Tod füttern lassen: dem Molwitzischen Schimmel, dem Cäsar, und dem Cerberus.

Der Molwitzische Schimmel hatte noch dem Könige Friedrich Wilhelm I. angehört. Dies Pferd war so brav, daß es der König mit in den ersten schlesischen Feldzug nahm, ungeachtet er damals schon wenigstens sechzehn Jahr alt war. Es hieß damals der lange Schimmel. In der Schlacht bei Molwitz ritt der König eins von seinen besten Pferden, der Sternrappe genannt, welches gleichfalls seinem Vater gehört hatte. Als aber der König, auf Zureden des Feldmarschalls Schwerin, endlich das Schlachtfeld verließ, forderte er den langen Schimmel, und bestieg ihn. Dies Pferd machte in der Nacht den eiligen Ritt nach Oppeln und wieder zurück, nach aller Berechnung wohl an vierzehn Meilen, ohne Futter, und beinahe ohne auszuruhen. Hierauf verlangte der König weiter keinen Dienst von demselben, sondern ließ dies damals schon alte Pferd im folgenden Feldzuge zurück, und befahl, daß es, so lange es lebte, gefüttert werden sollte.

Dieses Pferd wurde an vierzig Jahre alt. Es wurde auf Befehl des Königs, bei schönem Wetter, öfters ohne Führer in den Lustgarten gelassen, daß es nach seinem Gefallen herumlaufen und weiden konnte. Wenn dies zur Exercierzeit geschah, und die Junker die Fahnen vom Schlosse herunterbrachten, wobei dann von sämmtlichen Trommelschlägern Marsch geschlagen ward, setzte sich das alte Pferd aus eigener Bewegung auf die Croupe und traversirte, bis die Fahnen und Trommelschläger vorbei waren. Ein paar Jahre vor dem siebenjährigen Kriege, da dies

Pferd schon über dreißig Jahre alt war, verlangte es der König zu Anfange der Exercierzeit unvermuthet wieder zu reiten. So wie die Fahnen kamen und Marsch geschlagen wurde, beschäftigte es sich unter dem Könige freiwillig mit Croupiren und Traversiren, bis sie vorüber waren, welches den König sehr vergnügte. Er ritt es nachher noch zuweilen beim Exercieren im Lustgarten, aber jedesmal nur eine halbe Stunde lang.

Als die österreichischen Truppen im Jahre 1760 in Potsdam waren, wollten die österreichischen Husaren dies Pferd nebst einem andern, dem sogenannten jungen Braunen, welcher Altershalber allein von den Königlichen Pferden war zurückgelassen worden, mit sich nehmen. Beide alte Pferde mußten viel Schläge erleiden, weil sie nicht fort konnten. Der Schimmel aber konnte doch nicht weiter, als bis in den Lustgarten gebracht werden. Dem hinterlassenen Befehle des Königs gemäß, ward er 1762 auf dem Hofe des Königlichen Kutschenstalles begraben.

29. Grenzen des Staats.

Einst besah der König bei seiner Anwesenheit in Hirschberg den Kirchhof, welcher ringsherum von prächtig gebauten Grüften wimmelt, die das Ansehen kleiner Kapellen haben. »Was sind das für Häuschen?« fragte der König. »Grüfte der Kaufleute,« war die Antwort. »Nun, das ist wahr,« versetzte der König; »der Staat erstreckt sich hier bis auf das Vermodern!«

30. Das unschuldige Blutvergießen.

Ein junger Officier speis'te beim Könige, und da sich der König sehr viel mit ihm in Unterredung einließ, so fiel es endlich dem guten Officier schwer, beständig prompt zu antworten, und in dieser Verlegenheit warf er sein Glas Pontac um, worüber er blutroth wurde. »Bravo, mein Sohn,« sprach der König, »es ist edel, blutroth zu werden, wenn man unschuldig Blut vergossen hat. Vergieße Er es Zeitlebens nicht mehr!«

31. Gefahr beim Recognosciren.

Als der König im Jahre 1758 mit der Armee in Böhmen stand, und an einem Herbstmorgen früh in der Dämmerung, bloß in Begleitung einiger Flügeladjutanten, recognosciren ritt, fiel ein so starker Nebel, daß man nicht vier Schritte vor sich sehen konnte. Sie ritten auf einem Fahrwege, und der König

glaubte, es wäre noch Zeit genug, rechter Hand auszubiegen, um den feindlichen Vorposten vorbeikommen zu können. Der Flügeladjutant v. Oppen bemerkte aber, daß sie schon zu weit gekommen wären: »Mein Seel, Ihro Majestät, wir sind schon zu weit links, und gewiß schon hinter den feindlichen Vorposten.« Kaum hatte Oppen das letzte Wort gesagt, so kam auch schon von der rechten Seite her ein österreichischer Husar angesprengt, um Die zu sehen, die er hatte sprechen hören. Der König, den wir schon in solchen Fällen die größte Geistesgegenwart haben zeigen sehen, ritt dem Oesterreicher ebenfalls sehr scharf entgegen, und fragte ihn mit fester Stimme: »Husar! wo geht dieser Weg hin?« Der Husar sah sogleich, daß es Preußen waren, und hielt, durch den Ton und Blick des Fragenden außer Fassung gebracht, wie eine Bildsäule, ohne Bewegung und ohne Antwort. Der König sagte nun ganz gelassen: »Messieurs, kommen Sie, der Husar weiß es nicht;« und so jagten sie unter Begünstigung des Nebels schnell davon, der es denn auch verhinderte, daß das Recognosciren fortgesetzt wurde. Der König erwähnte nachher noch oft diesen Vorfall, und belachte ihn.

32. Pferdesturz.

Als der König im Jahre 1769 zu Neiße einen Besuch vom Kaiser hatte, bat sich der Kaiser aus, das Regiment des Generals v. Seidlitz manövriren zu sehen. Es war am dritten Tage das Manöver, als der König auf einer Anhöhe hielt, und aufmerksam durch sein Perspektiv sah, ob Alles nach den gemachten Anordnungen von Statten ginge. Der Kaiser war mit dem Prinzen Heinrich auf einem entfernten Platze, und in der ganzen Gegend um den König hielt Niemand, als etwa hundert Schritte seitwärts der General Seidlitz mit seinem Regiments-Chirurgus. Unvermuthet fing des Königs Pferd an sich zu schütteln, legte und wälzte sich. Vermuthlich war der König vorher stark geritten, das Pferd war warm geworden, und da der König, welcher seine Aufmerksamkeit auf die manövrirenden Truppen gerichtet hatte, wahrscheinlich auf dasselbe nicht Acht gab, nahm es die Gelegenheit wahr, den juckenden Schweiß sich abzuwälzen. Der König fiel, aber nicht unter das Pferd, vermuthlich, weil er sich noch einigermaßen hatte Hülfe zum Herabspringen geben können; das Pferd aber, nachdem es sich ein paar Minuten gewälzt hatte, sprang auf, und lief davon. Der Regiments-Chirurgus erschrak, und fragte den General, ob er

zum Könige reiten solle, im Fall er etwa Schaden genommen hätte. Der General, welcher sah, daß der König schon wieder auf den Beinen war, sagte: »Bleiben Sie nur hier, der König sieht es eben nicht gern, daß Jemand so etwas bemerkt, besonders, wenn es ohne Schaden abgeht.« Der Regiments-Chirurgus fragte, ob er nicht hinreiten sollte, um für den König eines von des Generals Handpferden zu holen. Der General schüttelte den Kopf und sagte: »Nein! wofern es nicht der König ausdrücklich verlangt! Meine Pferde möchten Streiche machen. Sie sind etwas scheu um die Köpfe« (womit er auf des Königs Art, die Pferde zu strafen, zielte). So stand der König wohl beinahe eine Viertelstunde ganz allein zu Fuß, und sah mit seinem Glase unverwandt nach den Evolutionen der Truppen, und der General sah seitwärts, als ob er nicht bemerkte, was mit dem Könige vorgegangen war. Die Königlichen Reitknechte bemerkten in der Ferne das herumschweifende Pferd, fingen es nach mancherlei vergeblichen Bemühungen, und brachten es dem Könige wieder, welcher sich sogleich wieder darauf setzte, auch weiter mit Niemand über diesen Vorfall sprach.

33. Die Farbe des Schlosses zu Berlin.

Man kam einmal auf das Abputzen des Königlichen Schlosses in Berlin zu sprechen. »Nun, welche Farbe sollte ich ihm wohl geben lassen?« fragte der König lächelnd. Es kamen sodann verschiedene Farben in Vorschlag. »Meine Herren,« sagte der König, »Euer Geschmack vom Abputzen meines Hauses ist nicht mein Geschmack; Zeit und Alter können allein Königsschlösser würdig abputzen!«

34. Der beste Zahnarzt.

»Versteht Er's gut, Zähne auszuziehen?« fragte der König den berühmten Zahnarzt K**; — »Nicht so gut sie auszuziehen, als zu conserviren.« — »Das ist brav,« sagte der König, »Er soll mein Zahnarzt sein; ich werd' Ihn oft rufen lassen. Ich habe immer Zahnärzte gekannt, die ausziehen wollten, wenn sie mich ansahen; ich bin sehr erfreut, daß Er mir bekannt geworden ist.«

35. Gebe Er mir eine Prise.

Während der Schlacht bei Torgau bemerkte der König, daß auf dem rechten Flügel zwischen den Gardes du Corps und den

Gensd'armen eine große Lücke war, und jagte selbst dahin, dies abzuändern. Als Alles wieder in Ordnung gebracht war, blieb er noch etwas halten, und beobachtete durch sein Fernglas eine feindliche Batterie, die den Gardes du Corps vielen Schaden that. Ein Unterofficier vom vierten Zuge sagte zu dem Garde du Corps Damm, der neben ihm hielt: »Hier muß man sich recht hundsföttisch todtschießen lassen, weil man nicht attaquiren kann; gebe Er mir eine Prise de Contenance.« Der Garde du Corps nahm seine Dose aus der Säbeltasche, und indem er den Deckel öffnete, schlug ihm eine Kanonenkugel den Kopf von einander. Nun kehrte sich der Unterofficier ganz kaltblütig zu seinem zweiten Nebenmann, und sagte: »Nun, so gebe Er mir eine Prise, jene hat der T....l geholt!« Als der Lieutenant v. Byern, unter dem der Unterofficier stand, mit ihm über diesen Vorfall sprechen wollte, traf eine Kanonenkugel sein Pferd. Der König hatte Alles sehr genau beobachtet, ritt zu dem Lieutenant v. Byern, machte ihm ein sehr gnädiges Compliment, und sagte dann zu dem Unterofficier: »Er hat das erforderliche kalte Soldatenblut, ich werde mich Seiner erinnern.« — So beseelte Friedrichs Geist sein ganzes Heer.

36. „Grad uut!"

Auf dem Marsche von Schweidnitz nach der Lausitz, 1760, hörte ich, erzählt ein Augenzeuge, öfters den König sagen: »Grad uut, Kinder! Grad uut!« (sie sollten gerade marschiren, nicht so gekrümmt) »Fritz ooch grad uut,« war ihre Antwort; und ein Husar, dem der König den gleichen Vorwurf machte, sagte zu ihm: »Fritz ooch grad uut, unn die Stiefeln in die Höhe gezogen!« Allezeit lachte der König nur darüber.

37. Der heimliche guten Morgen und der dicke Strich.

Ein Schweizerhauptmann, der unter den Franzosen gegen Friedrich diente und bei Roßbach gefangen genommen wurde, erzählte, daß er beim Hereinmarsche nach Deutschland, in Hanau einen alten Freund und Landsmann, der daselbst wohnte, nach langen Jahren wieder gesehen habe. Derselbe sagte ihm: »Der König von Preußen ist ein großer Mann. Ich verehre ihn außerordentlich, nur darf ich es mir hier nicht merken lassen.« Er zeigte ihm hierauf eine verborgene Thür hinter einer Tapete, wo ein Bildniß des Königs hing, und setzte hinzu: »Hieher gehe ich täglich, und biete ihm einen guten Morgen!« Er bat

zugleich seinen Freund, den Hauptmann, wenn es dem Könige im Kriege glücklich ginge, so möchte er es ihm melden. Der Hauptmann sagte, dies würde nicht wohl angehen, weil er wider den König dienen müsse. Der eifrige preußische Patriot sagte darauf: »Lieber Landsmann, thut mir nur den Gefallen, und macht in Euren Briefen einen kleinen Strich, wenn es für den König gut geht; ich werde dann schon verstehen, was es bedeutet.« Dies versprach ihm der Hauptmann, und erzählte: »Als ich nach der Schlacht bei Roßbach an meinen Freund schrieb, machte ich einen großen, großen Strich über den ganzen Brief.«

38. Nur kein Posthorn.

Ein Oberster hatte sich einen Postzug angeschafft, und seinem Kutscher ein Posthorn gegeben, das er umhängen mußte, wenn er über Land fuhr. Das Postamt beschwerte sich beim Könige darüber, und der Monarch schrieb dem Obersten:

»Mein lieber Oberster von ***. Es ist Euch vergönnet, so viele Hörner zu tragen, als Euch gefällig sind. Nur kein Posthorn, das ist wider die Verordnung.«

Friedrich.

39. Das Incognito.

Ein junger Officier trug, ungeachtet des scharfen Verbots, einen bürgerlichen Rock, und ging mit einem Frauenzimmer in Sanssouci spatzieren, weil er glaubte, der König sei in Potsdam. Mit einem Male, da er aus einer Allee kam, stand der König vor ihm und fragte: »Wer ist Er?« — Was ihn noch kenntlicher machte, war, daß er aus Unbedachtsamkeit seinen Officierdegen angesteckt hatte. Der Officier erschrak, hatte aber doch so viel Gegenwart des Geistes, daß er antwortete: »Ich bin ein Officier, allein ich bin incognito hier.« — Dieser Einfall gefiel dem Könige, und er sagte: »So mach' Er, daß Ihn der König nicht sieht!« und ging dann weiter.

40. Die verbetene Brüderschaft.

Einst wollte der König einen Besuch bei seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, ablegen, und sagte, indem er in seinen Wagen steigen wollte: »Zu meinen Bruder Heinrich!« das hieß so viel, der König wolle dahin fahren; ein neu angekommener Bediente aber rief mit lauter Stimme dem Kutscher zu: »Zu meinen Bruder Heinrich!« der König wandte sich zu

ihm, und sagte: »Du Schlingel! — ich will Dir die Brüderschaft anstreichen! —« und lachte darauf herzlich.

41. Resolution.

Ein gewesener Läufer bei einem reichen Grafen hatte viel Vermögen erworben, und sich dadurch einen Dienst zu verschaffen gewußt. Er bat den Monarchen, daß er ihm den Charakter eines Hofraths beilegen möchte. Der König schrieb unter die Resolution: »Er kann laufen!«

42. Der Supplikant.

Ein Mann, Namens Dietrich, der eine ansehnliche Leibeslänge hatte, redete einst den König mit folgenden Worten an: »Kleiner Gott! großer Friedrich!« Der König antwortete geschwind: »Kleiner Narr! großer Dietrich!« ging schnell weg und ließ den Supplikanten bestürzt stehen.

43. Ein frecher Bediente.

Man muß über die Dreistigkeit erstaunen, die zuweilen die Bedienten des Königs hatten, noch mehr aber über die Nachsicht des Königs dabei. Ein gewisser Bediente machte es einmal so arg, daß der König ihm eine Ohrfeige gab, wodurch seine Haare etwas in Unordnung gebracht wurden. Der Bediente stellte sich an einen Spiegel und brachte seine Frisur wieder in Ordnung. »Schurke, was unterstehst Du Dich!« sagte der König, der über die Frechheit des Menschen erstaunte. — »Ew. Majestät, ich wollte nicht gerne die Leute im Vorzimmer sehen lassen, was zwischen uns Beiden vorgefallen ist.« — Der König lachte hierüber und begab sich in ein anderes Zimmer.

44. Der alte Unterofficier.

Auf dem Marsche nach Kollin im Jahre 1751 sah der König einen alten grauköpfigen Unterofficier vom Regiment von Bevern, der dem Regimente in einiger Entfernung langsam folgte, und äußerst ermüdet schien. »Was fehlt Ihm?« rief der König ihm zu. »Ich bin alt und schwach, das Marschiren fängt an mir sauer zu werden,« antwortete der Unterofficier.« »Wie lange hat Er gedient?« fragte der König. — »Fünfundvierzig Jahre, und noch unter dem hochseligen Könige, Ihrem Herrn Vater. Ich habe auch unter Ihro Majestät alle schlesischen Kriege mitgemacht.« — »So! ich will Ihn, wenn wir

in die Winterquartiere kommen, als Invaliden mit einem guten Dienste versorgen!« — »Nein! Ihro Majestät, dafür danke ich, da thäten Sie mir ja den größten Schimpf von der Welt an; ich will als Soldat leben und sterben.« Der König lächelte vergnügt bei der Aeußerung des Greises und sagte: »Er ist wunderlich, Alter, Er kann ja alsdann ruhig leben, und sich im Alter pflegen.« — »Das bin ich nicht gewohnt; und dann so kann ich ja auch nicht schreiben.« — Der König antwortete weiter nicht, brach ab, ritt davon, und war beschäftigt, nöthige Befehle zu ertheilen, so daß der Unterofficier gewiß glauben mußte, der König werde nicht weiter an diese Unterredung denken. Gegen Abend schickte ihm der König ein eigenes Reitpferd, welches er auf Märschen reiten sollte, die Packknechte sollten es füttern, so befahl es der König. Und den folgenden Winter ernannte der König diesen Unterofficier zum ältesten Lieutenant unter einem Garnisonregiment.

45. Die verschenkte Dose.

Einst lag der König im Fenster, und vernahm hinter sich ein kleines Geräusch. Er sah darauf durch eine mit dem Arme gemachte Oeffnung, daß der Page seine Dose vom Tische nahm, sie betrachtete, und eine Prise kostete. Der König störte ihn nicht; aber nach einer kleinen Weile, da er das Fenster wieder zugemacht hatte, nahm er die Dose in die Hand und fragte den Pagen: »Gefällt Euch die Dose?« — Bestürzt über diese Frage, wollte der Page anfänglich nicht antworten; da sie aber wiederholt wurde, sagte er endlich schüchtern: »Ja.« — »Nun, da nehmt sie,« sagte der König, »sie ist Euer; für Zwei ist sie zu klein.«

46. Hony soit qui mal y pense.

Friedrich hatte im siebenjährigen Kriege, zu eben der Zeit, da sich der letzt verstorbene Landgraf von Hessenkassel bei der Armee eingefunden hatte, einen äußerst scharfen Befehl ergehen lassen, daß Niemand, er sei wer er wolle, bei Lebensstrafe marodiren, oder etwas mit Gewalt nehmen solle. Die Leute des Landgrafen wußten dies Verbot entweder nicht, oder sie glaubten, es gehe sie nichts an. Sie waren daher in ein Dorf eingefallen, und hatten den Einwohnern einige Stück Rindvieh weggenommen. Damit ihr Raub nicht so leicht entdeckt werden oder in die Augen fallen möchte, hatten sie Pferdedecken über das Vieh

gelegt, auf welche das landgräfliche Wappen mit dem blauen Hosenbande umgeben, nebst der Divise: »Hony soit qui mal y pense« gestickt war. Der König begegnete dieser Prozession. Er bemerkte sogleich die Decken, und sagte lachend zu seinen Begleitern: »Ich kann dazu nichts sagen, denn da steht geschrieben: Hony soit qui mal y pense. (Trotz sei dem geboten, der etwas dawider hat.)

47. Porporino.

Der Sänger Porporino genoß viel Gnade vom Könige. Er erhielt von ihm den Namen Porporino, nach seinem Lehrmeister Porpora. Dieser Porporino sowohl, als sein Mitsänger und Zeitgenosse, Paolino, hatten vor dem Dienste des Königs so viel Ehrfurcht, daß sie vor Niemandem, als vor ihm, singen wollten. (Die Kirchenmusiken beim katholischen Gottesdienste, besonders an hohen Festtagen, waren hiervon ausgenommen.) Porporino ward von seinen Freunden in Italien, wohin er gereis't war, auf das dringendste gebeten, seine Stimme hören zu lassen; er schlug es ihnen aber mit der Entschuldigung ab, sie sei allein Gott und dem Könige von Preußen gewidmet.

48. Treuherzige Bitte.

Ein alter ehrlicher Bürger in Berlin schrieb im Jahre 1778 an den König: er wäre mit Sr. Majestät in einem Jahre geboren, und hätte bei allem Fleiß nicht so viel erwerben können, sein Haus auszubessern, welches nunmehr sehr verfiele. Da Se. Majestät so viele Häuser baueten, so möchten Sie auch seins bauen. Dem Könige gefiel die Treuherzigkeit des Mannes, der die Bittschrift mit eigner Hand geschrieben hatte. Er antwortete ihm sogleich, und ließ sein Haus bauen, ob er gleich übrigens für das erwähnte Jahr keine Baugelder ausgesetzt hatte.

49. 2. Sam. 10, 5.

Ein ganz junger Candidat, der erst von der Universität zurückgekommen war, überreichte dem Könige eine Bittschrift, worin er um eine so eben vakant gewordene sehr wichtige Inspektorstelle bat. Die Zudringlichkeit und der Eigendünkel dieses jungen Menschen fiel dem Könige auf und er schrieb statt aller Resolution unter seine Supplik: 2. Buch Samuel. Kap. 10. Vers 5: »Bleibet zu Jericho, bis Euer Bart gewachsen, so kommet dann wieder.«

50. Kurze Rechnungslegung.

Der Generalmajor Beauvray von der Artillerie hatte zu einem gewissen Geschäft eine Summe von 10,000 Thalern aus der Königlichen Kasse empfangen. Als die Ausgaben bereits geschehen waren, forderte man diesem treuen Diener des Königs, der übrigens mit der Landesverfassung nicht sonderlich bekannt sein mochte, Rechnung über die Anwendung der gedachten Summe ab. Beauvray nahm ein Blatt Papier, und schrieb darauf: »Zehntausend Thaler empfangen, zehntausend Thaler ausgegeben.« Man war hiermit, wie natürlich, nicht zufrieden, und berichtete deßhalb an den König. Dieser antwortete: »Laßt mir den ehrlichen Mann in Frieden, ich dechargire ihn hiermit.«

51. Der verzweifelnde Spieler.

Ein Musketier hatte bei der Schlacht bei Roßbach ungefähr vierzig Thaler in Golde, die er den französischen Officieren abgenommen hatte, erbeutet, und sie hernach heimlich in das Unterfutter seiner Montirung genähet, worauf er seinen Marsch von da weiter mit viel innerlicher Freude über seinen Schatz bis nach Prachwitz kurz vor der Schlacht bei Leuthen machte. Hier wurde er von seinen Kameraden zum Spiel verleitet, und er war dabei so unglücklich, daß er einen großen Theil seines Geldes verlor. Das Verlorne wünschte er wieder zu haben, er spielte daher weiter und immer mit mehr Hitze und Leidenschaft; aber alles half nichts, er blieb unglücklich, so daß er von seinem vernäheten Gelde ein Stück nach dem andern aus seiner Uniform hervorlangen mußte, und nichts blieb ihm übrig. Die größte Verzweiflung bemächtigte sich seiner; diesen Schatz, an dem seine ganze Seele hing, so in einem Augenblicke verloren zu haben, die bloße Vorstellung davon, konnte er nicht ertragen. Sein erster Gedanke, der in ihm aufstieg, war, sich sogleich zu erschießen, und hierauf nahm er sein geladenes Gewehr nebst noch einer scharfen Patrone, ging still aus seinem Quartier durch den Garten hinter eine Scheune, um hier seinen Vorsatz auszuführen. In einer kleinen Entfernung war der König recognosciren geritten, bemerkte diesen Soldaten, sprengte schnell an ihn heran und sagte: »Du! was machst Du hier?« dieser, wie vom Donner gerührt, ließ sein Gewehr erschrocken fallen, und stand verstummt vor dem Könige. Der Monarch, der sein Vorhaben bald bemerken konnte, fragte sogleich: »Warum hast Du das

thun wollen?« Hier erzählte der Musketier Alles, und setzte noch hinzu, daß er dieses erbeutete Geld, so bald er in die Winterquartiere würde gekommen sein, seinem alten Vater und seiner blinden Schwester zum Unterhalte habe schicken wollen; da er nun aber Alles verspielt habe, und seine Freude vereitelt sei, so habe er aus Verzweiflung diesen Schritt thun wollen. Der König war über die aufrichtige Erzählung des Soldaten sehr gerührt, und befahl dem damaligen Oberstlieutenant von Krusemark, dem Soldaten das verlorne Geld sogleich zu geben und sagte: »Du bist noch jung und kannst mir noch lange dienen; schäme Dich Deines jetzigen Fehlers, den ich Dir vergeben will. Gehe still nach Deinem Quartier; Deine Schwester will ich versorgen lassen.« — »Ach Ihro Majestät, ich werde, wenn ich zurückkomme, gestraft werden,« erwiederte der Soldat. — Der König drehte sich nach der Suite um, und sagte: »Messieurs! Niemand erzähle diesen Auftritt!« und zum Soldaten: »Diene mir getreu und führe Dich gut auf, so werde ich für Dich sorgen.«

52. Friedrich und der Kaiser Joseph.

Als der König bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph diesen die Treppe hinaufführte, weigerte sich der Kaiser voran zu gehen. Indem sich Beide herumdrehten, und keiner zuerst gehen wollte, sagte endlich der Kaiser: »O, Sire! wenn Sie anfangen mit mir zu manövriren, so ziehe ich den Kürzern, und ich muß gehen, wohin Sie mich haben wollen,« und damit ging er voran.

53. Psalm auf Psalm.

Der zu lebenswierigem Festungsarrest in Magdeburg verurtheilte General Wallrawe schrieb eine Supplik an den König, die der dortige Commandant, ihrer Seltsamkeit wegen, wirklich an den König abgehen ließ. Sie bestand bloß aus dem 88. Psalm. Um den Leser der Mühe des Nachschlagens zu überheben, rücken wir ihn, so wie die Antwort des Monarchen, hier ein.

Herr Gott, mein Heiland, ich schreie Tag und Nacht vor Dir.

Laß mein Gebet vor Dich kommen; neige Deine Ohren zu meinem Geschrei.

Denn meine Seele ist voll Jammers, und mein Leben ist nahe bei der Hölle.

Ich bin geachtet gleich denen, die zur Hölle fahren; ich bin wie ein Mann, der keine Hülfe hat.

Ich liege unter den Todten verlassen, wie die Erschlagenen, die im Grabe liegen, derer Du nicht mehr gedenkst, und die von Deiner Hand abgesondert sind.

Du hast mich in die Grube hinuntergelegt, in Finsterniß und in die Tiefe.

u. s. w. u. s. w. u. s. w.

Der König ließ ihm gleich auf der Stelle den 101. Psalm zur Antwort schreiben, dessen Inhalt folgender ist:

Von Gnade und Recht will ich singen, und dem Herrn lobsagen.

Ich handle vorsichtig und redlich bei denen, die mir zugehören: und wandle treulich in meinem Hause.

Ich nehme mir keine böse Sache vor; ich hasse den Uebertreter, und lasse ihn nicht bei mir bleiben.

Ein verkehrtes Herz muß von mir weichen; den Bösen leide ich nicht.

Der seinen Nächsten heimlich verläumdet, den vertilge ich. Ich mag des nicht, der stolze Geberden und hohen Muth hat.

Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen; und habe gern fromme Diener.

Falsche Leute halte ich nicht in meinem Hause; die Lügner gedeihen nicht bei mir.

Frühe vertilge ich alle Gottlosen im Lande; daß ich alle Uebelthäter ausrotte aus der Stadt des Herrn.

54. Ein paar Briefe an die Frau von Camas.

Die Freundschaft des Königs mit dieser Frau schreibt sich noch aus den sorgenlosen Jugendjahren des Königs her. Diese meist in der heitersten Stimmung geschriebenen Briefe zeigen den König von einer höchst liebenswürdigen Seite. Die Briefe sind französisch geschrieben; in der hier folgenden Uebersetzung haben sie viel von ihrer Anmuth verloren.

Neustadt, den 11. Nov. 1760.

Ich bin sehr pünktlich, Ihnen zu antworten, und eile, Sie zu befriedigen. Es ist doch sonderbar, wie das Alter übereinstimmt! Seit vier Jahren habe ich den Soupé's entsagt, weil

sie sich mit dem Gewerbe, das ich treiben muß, nicht reimen wollen; und an den Marschtagen besteht mein Mittagessen nur in einer Tasse Chokolate. Wir sind gelaufen wie die Narren, ganz aufgeblasen von unserm Siege, um zu versuchen, ob wir die Oesterreicher aus Dresden jagen könnten; sie haben uns von der Höhe ihrer Gebirge herab ausgelacht; ich bin stehenden Fußes wieder zurückgegangen, und habe mich, wie ein kleiner Junge, vor Verdruß in eins der verwünschten sächsischen Dörfer versteckt. Nun muß man noch die Herren Kreistruppen aus Freiberg und Chemnitz vertreiben, damit wir zu leben und unser Unterkommen haben.

Ich versichere Ihnen, ich führe ein armseliges Leben, das, den Don Quichote ausgenommen, noch Niemand als ich geführt hat. Diese ganze Lebensart, diese Unordnung, die gar kein Ende nimmt, hat mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben werden, mich wieder zu kennen. An der rechten Seite des Kopfes ist mir das Haar ganz grau geworden; meine Zähne brechen ab, und fallen aus; mein Gesicht ist so runzlicht, wie das Falbala an meinem Rock, der Rücken gewölbt, wie ein Mönch de la Trappe. Ich sage Ihnen das Alles im Voraus, damit, wenn wir uns etwa noch in Fleisch und Knochen wiedersehen sollten, Ihnen meine Figur nicht gar zu anstößig sein möge. Nur das Herz bleibt mir übrig, das ist so unverändert, und wird, so lange ich athmen werde, die Gesinnungen der Hochachtung und der zärtlichsten Freundschaft für meine gute Mama bewahren. Leben Sie wohl.

Den 27. November.

Sie sehen, liebe Mama, mit welchem thätigen Eifer Sie bedient werden. Hier ist der Tabak. — Wir bringen hier unsre Winterquartiere in Ordnung, ich habe nur noch eine kleine Reise vor, und dann will ich nach Leipzig, um auszuruhen, wenn die Ruhe dort zu finden ist; für mich aber ist das nur ein metaphysisches Wort, ohne Realität. Unter uns gesagt, liebe Mama, das ist ein wahres Hunde-Leben, das wir führen; aber man muß sich das nicht merken lassen. Leben Sie wohl, meine ganz Gute. Vergessen Sie mich nicht, Sie würden sehr Unrecht daran thun, denn Niemand liebt und schätzt Sie mehr als ich.

Den 3. December.

Daß muß man sagen, liebe Mama, Sie sind sehr erfahren,

und ich gratulire Ihnen, daß Sie Sich so gut auf die Wassersucht verstehen. Die vorgefallene Begebenheit ist ganz alltäglich; kein Hof, kein Kloster sogar, wo sich dergleichen nicht zutrüge. Ich, der gegen die Schwächen unserer Gattung sehr nachsichtsvoll bin, ich steinige die Hofdamen nicht, die Kinder bekommen. Sie pflanzen ihre Art fort, statt daß jene finstre Politiker sie durch ihre unseligen Kriege zerstören. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir diese gar zu zärtlichen Temperamente lieber sind, als jene Keuschheitsdrachen, die unbarmherzig über ihres Gleichen herfallen, oder zänkische Weiber, die gewiß wirklich boshaft und unhold sind. Man sorge dafür, daß das Kind gut erzogen werde, und beschimpfe die Familie nicht. Das arme Mädchen soll ohne Aufsehen vom Hofe kommen, und ihr guter Name so viel als möglich geschont werden.

Wir werden Friede bekommen, meine gute Mama, und ich nehme mir recht vor, mit Ihnen unter vier Augen zu lachen, wenn ich das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu sehen. Leben Sie wohl, liebe Mama, ich umarme Sie.

Meißen, den 20. December.

Hier schicke ich Ihnen, meine gute Mama, eine Kleinigkeit, daß Sie Sich meiner erinnern können. Sie können Sich dieser Tabatiere entweder zu Schminke, oder Schönpflästerchen, oder Taback, oder Zuckerwerk, oder zu Pillen bedienen: zu welchem Gebrauch Sie dieselbe auch nur immer bestimmen mögen, denken Sie wenigstens, wenn Sie diesen Hund, das Sinnbild der Treue, sehen, daß derjenige, der Sie Ihnen schickt, an Treue und Anhänglichkeit gegen Sie, alle Hunde der ganzen Welt übertrifft, und daß seine Ergebenheit für Ihre Person nichts Aehnliches mit der zerbrechlichen Materie hat, die hier fabricirt wird. Ich habe hier für die ganze Welt Porzellan bestellt; für Schönhausen, für meine Schwägerinnen; kurz, ich bin jetzt nur an dieser zerbrechlichen Materie reich, ich hoffe, daß diejenigen, die sie erhalten, solche für baar Geld annehmen werden. Denn wir sind arme Teufel, liebe Mama, uns bleibt nichts als die Ehre, der Degen und Porzellan.

Leben Sie wohl, meine liebe und gute Mama. Gefällt es dem Himmel, daß ich Sie noch von Angesicht zu Angesicht wieder sehe, so werde ich mündlich wiederholen, was ich gesagt habe; wie ich es aber auch immer anstellen möge, werde ich das

nur sehr unvollkommen ausdrücken, was mein Herz für Sie empfindet.

Dahlen, den 6. März 1763.

Ich werde Sie also wieder sehen, meine gute Mama, und ich hoffe, daß es zu Ende dieses Monats, oder zu Anfang des Aprils geschehen wird. Ich hoffe, Sie so munter wieder zu finden, als ich Sie verlassen habe. Mich aber werden Sie sehr gealtert und beinahe in der Kindheit finden, grau wie ein Esel; ich verliere fast täglich einen Zahn, und bin halb lahm vom Podagra, aber Sie werden Nachsicht mit den Gebrechen des Alters haben, und wir wollen von den vorigen Zeiten sprechen.

Da ist nun auch unser gute Markgraf von Baireuth gestorben. Das thut mir aufrichtig leid. Wir büßen Freunde ein, und die Feinde scheinen in Ewigkeit bleiben zu wollen. Ach, meine gute Mama, wie fürchte ich mich vor Berlin, und den Lücken, die ich finden werde! Aber ich will nur an Sie denken, und mich über das Uebrige täuschen. Sein Sie überzeugt, daß es mir viel Vergnügen machen wird, Ihnen mündlich die Achtung und Freundschaft zu versichern, die ich bis ins Grab für Sie haben werde.

55. Friedrich bei der Rückkehr aus der Verbannung.

Als Friedrich aus seiner bekannten Verbannung in Küstrin nach Berlin zurückkehrte, und zum ersten Male wieder vor seine Königlichen Eltern kommen sollte, trug er ein simples müllerfarbnes Kleid. Man wollte ihm einen Degen geben; allein er schlug ihn mit den Worten aus: »Wer mir den Degen genommen hat, kann ihn mir auch wieder geben.«

56. Die Gefangenen in der Schatzkammer.

Eines Tages begleitete er seinen Herrn Vater nebst vielen Officieren. Er schlug mit seinem Stocke, im Vorbeigehen, an die Gitter der Schatzkammer, und sagte: »Wie froh werden diese Gefangenen sein, wenn man sie erlösen wird!« Die Officiere lachten bei diesen Worten überlaut, so daß es der König hörte, und ihnen befahl, zu sagen, worüber man lache. Anfänglich weigerte sich ein Jeder; allein da der König darauf bestand, es wissen zu wollen, so ward es ihm gesagt. Er machte darüber keine gnädige Miene, da er in dem Ausdrucke seines Sohnes die Sprache anderer Leute zu bemerken glaubte.

57. Livree.

Unter König Friedrich Wilhelms des Ersten Regierung waren die Hofbedienten höchst einförmig gekleidet. Auf ihren kurzen Röcken sah man weder Gold noch Silber; Friedrich hingegen kleidete seine Bedienten prächtig, und für die damaligen Zeiten auch geschmackvoll. Man weiß, daß er bis an sein Lebensende hierin keine Abänderungen vornahm. Wie einförmig sich der König selbst kleidete, ist bekannt genug; dessenungeachtet konnte er es nicht gut leiden, daß die Personen, die um ihn waren, seinem Beispiele folgten. Einen seiner Räthe, der eines Tages ein Kleid mit schmalen goldenen Tressen trug, fragte er: warum er es mit Band eingefaßt habe? — Dieser suchte ihm zu beweisen, es wären Tressen und kein Band; der König wollte sie aber nicht dafür erkennen, und der Rath merkte endlich des Königs Sinn, und kam mit diesem Kleide nie wieder vor ihn. Einem andern seiner Bedienten gab er bloß deßhalb Zulage, weil er in einer simpeln Kleidung vor ihn kam, und auf die Frage, warum er sich so schlecht kleide, antwortete: seine eingeschränkten Umstände ließen es nicht anders zu.

58. Der König schätzt sich.

Als der König von den Russen in seinem verschanzten Lager bei Schweidnitz eingeschlossen war, ließ er alle Nacht die Zelte abbrechen, begab sich selbst auf eine Batterie, und erwartete unter freiem Himmel den Morgen. Einst saß er, in seinen Mantel eingehüllt, beim Feuer auf der Erde, und man sah sehr deutlich, daß er sehr müde sei, und etwas schlafen wolle. Ein Soldat vom Wolfersdorffschen Regiment, der dies bemerkte, sagte zum Könige: »Ich will Ew. Majestät ein Kopfkissen machen.« — »Wie willst Du das anfangen?« fragte der König. — Der Soldat nahm hierauf seinen Tornister ab, und legte ihn so, daß der König den Kopf darauf legen konnte. Der König konnte aber nicht schlafen, schlug die Augen wieder auf, und sprach mit dem Soldaten über Verschiedenes, über sein Vaterland, seine Dienste u. s. w. Dieser wurde dadurch beherzter, und legte dem Könige verschiedene dreiste Fragen vor, die auch mit der größten Herablassung beantwortet wurden. Unter andern entstand zwischen ihnen folgendes Gespräch:

Der Soldat. Wenn Ew. Majestät nun einmal gefan-

gen genommen würden, wie müßten Sie sich wohl auslösen, da Sie König sind?

Der König. Als General; nicht anders.

Der Soldat. Hm! das glaube ich nicht; Sie sind doch mehr als General.

Der König. Nein, nicht mehr. Bei der Armee bin ich nur General.

Der Soldat (schüttelte den Kopf). Man würde doch bei Ihnen schöne Beute finden!

Der König. Wahrhaftig nicht, ich habe keinen Groschen bei mir.

Der Soldat. Das machen Ew. Majestät einem Andern weis. — Sie würden kein Geld bei sich haben!

Der König. Nein, sage ich Dir, nicht einen Kreuzer (hiermit kehrte der König die Taschen um). Da, siehst Du nun, daß ich Recht habe?

Der Soldat. Das ist besonders. Aber — da haben Sie einen schönen Ring, der wird doch gewiß etwas werth sein?

Der König. Nun, — und was meinst Du denn, daß er werth sei? — rathe einmal! — (Der König hielt ihm den Ring zum Besehen hin.)

Der Soldat. Der Ring mag wohl seine zehntausend Thaler kosten.

Der König. Narr! ich will ihn Dir für fünfhundert Thaler lassen, und ich habe doch noch Profit.

Der Soldat. Das werde ich in alle Ewigkeit nicht glauben. Das ist nicht wahr.

Der König. Gewiß. — Siehst Du, ich will es Dir berechnen. Diese kleinen Steine hier werden ungefähr dreihundert und einige Thaler werth sein. Der mittelste große ist ein Tafelstein, der höchstens dreißig Thaler kostet, und weiter ist, außer der geringen Fassung, nichts an dem ganzen Ringe.

Der Soldat. Das hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt.

Indeß war der Morgen angebrochen. Der König stand auf, und befahl einem Adjutanten, der eben mit dem Rapport gekommen war, dem Soldaten einen Friedrichsd'or zu geben. Zugleich sagte er zu diesem: »Da siehst Du nun, das ich kein Geld habe.«

59. Die beste Anekdote.

Einst sah der König zu Potsdam am Fenster, daß sich in

der Nähe des Schlosses eine Menge Menschen versammelt hatte, welche etwas Angeklebtes lasen; er schickte einen Pagen hinunter, welcher nachsehen sollte, was da wäre. Der Page kam wieder und sagte dem Könige, es betreffe Se. Majestät selbst, und der Inhalt des Papieres wären Gedanken über die Kaffee-Neuerungen. »Geh' wieder hinunter,« sagte der König, »und laß den Zettel niedriger ankleben, damit ihn die Leute bequemer lesen können; er ist ihnen zu hoch.«

60. Des Königs Thätigkeit.

Friedrichs große Thätigkeit wird bis in die spätesten Zeiten bewundert werden, und es ist gewiß kein leichtes Unternehmen, davon nur eine mittelmäßige Schilderung zu machen; es wird beinahe unmöglich, da man wohl schwerlich von allen Fächern, in denen er arbeitete, Kenntniß hat, und noch weniger weiß, wie des Königs Einsichten in jedem Fache waren. Er hat oft mit einem schnellen Blicke verworrene Entwürfe oder Vorschläge, die ihm vorgelegt wurden, übersehen, und ihnen mit einigen Federstrichen eine leichte, faßliche Wendung gegeben, oder, statt ihrer Vorschriften ertheilt, nach denen man leichter zur Sache kommen konnte. Er liebte weder das Umständliche noch Ausgedehnte; dem Zwecke allein wollte er entgegen gearbeitet wissen, und er beurtheilte Leute, mit denen er zu thun hatte, gleich nach dem Vortrage, den sie ihm von einer Sache machten. Nach diesen weisen Grundsätzen waren auch alle seine Bedienten gemodelt; sie kannten seine Gewohnheiten, wußten, daß er nie davon abging, und wurden bald so thätig, wie er selbst. Der König nannte seine Kabinetsräthe oft: meine Schreiber. Verschiedene von diesen Personen haben nur mit dem Ende ihres Lebens aufgehört zu arbeiten. Köper arbeitete noch einige Stunden vor seinem Ende, Stelter'n rührte der Schlag, da er eben dem Könige vortragen wollte. Der König selbst war noch in den letzten Lebenstagen mit seinen Angelegenheiten beschäftigt; denn er sah sich bloß als den ersten Diener des Staats, die Krone aber als Amt und nicht als Pfründe an. Er sagte daher auch öfters: »Ich nehme von meinen Landeseinkünften nicht mehr, als ich verdiene, und genieße nur, als König, ein Gehalt.« Auch war der weise Monarch mit seinen Ausgaben so ökonomisch, daß man mit Wahrheit sagen kann: er hatte verhältnißmäßig nur so viele Einkünfte, als der erste Staatsbediente seines Reichs.

61. Der gute Sohn.

Einst klingelte der König in seinem Zimmer. Da Niemand kam, öffnete er das Vorzimmer, fand aber nur seinen Leibpagen auf einem Stuhle schlafend. Er ging auf ihn zu, und wollte ihn aufwecken; aber in dem Augenblicke bemerkte er in der Rocktasche des Pagen ein beschriebenes Papier. Dies erregte seine Aufmerksamkeit und Neugierde, er zog es heraus und las es. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen, und enthielt ungefähr Folgendes. Sie dankte ihrem Sohne für die Unterstützung, die er ihr übersandt, und sich von seinem Gehalte erspart hätte. Gott würde ihn dafür belohnen, und diesem solle er so getreu, als seinem Könige stets ergeben sein, so werde er Segen haben, und sein irdisches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen. Der König ging leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle Dukaten, und steckte sie mit dem Briefe dem Pagen wieder in die Tasche. Bald darauf klingelte er so stark, daß der Page erwachte und in das Zimmer kam. »Du hast wohl geschlafen?« fragte der König. — Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung her, fuhr in der Verwirrung mit einer Hand in die Tasche, und ergriff mit Erstaunen die Rolle Dukaten. Er zog sie hervor, ward blaß, und sahe den König mit Thränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. »Was ist Dir?« fragte der König. »Ach, Ew. Majestät,« erwiederte der Page, indem er vor ihm auf die Knie fiel, »man will mich unglücklich machen; ich weiß von diesem Gelde nichts.« — »Ei!« sagte der König, »wem es Gott giebt, dem giebt er's im Schlafe. Schick's nur Deiner Mutter, grüße sie und versichere ihr, daß ich für Dich und sie sorgen werde.« Die Freude des Pagen über dies unerwartete Glück läßt sich nicht mit Worten schildern.

62. Die Bürgermeister.

Als Friedrich einst auf seinen jährlichen Reisen durch eine kleine Stadt kam, fand er am Thore einen Mann, der viel Verbeugungen gegen ihn machte. »Wer ist Er?« fragte er ihn. »Ich bin der Bürgermeister und Fabrikinspektor dieser Stadt,« sagte er. »So, wie viel Fabriken giebt es denn hier?« entgegnete der König. Der Mann nannte sie alle her, und versicherte, daß sie sich sämmtlich im besten Stande befänden. »Das ist mir lieb,« fuhr der König fort; »aber wie viel Faden

werden hier zum Aufzuge, und wie viel zum Einschlage genommen?« — Diese Frage war dem Fabrikinspektor zu gelehrt und unvermuthet. Er erstaunte. Der König sah seine Verwirrung und sagte: »Herr, Er ist ein Narr, geh' Er nur, und bekümmere Er sich besser um seine Fabriken.«

In einer andern Stadt fragte er ebenfalls den Bürgermeister: wie viel Fabriken in der Stadt wären? Der Bürgermeister, der zum Unglück kein gutes Gehör hatte und bemerkte, daß der König mit lächelnder Miene die Augen auf seine wunderbar gestaltete Perücke gerichtet hatte, machte viele Verbeugungen, und sagte: »Drei, Ew. Majestät, eine schwarze, eine blonde und eine weiße. Eine hat der Herr Inspektor, eine der Herr Senator und eine meine Wenigkeit.« Der König lachte herzlich über diese Antwort, und befahl weiter zu fahren.

63. Die unhöflichen Lehrer.

Als der König eines Tages zu Potsdam ausritt, begegnete er den Waisenkindern unter Anführung ihrer Lehrer, die aber so unhöflich waren, weder den Hut abzuziehen, noch das geringste Zeichen der schuldigen Ehrerbietung gegen den Monarchen zu äußern. Dies verdroß den König, und er ließ, sobald er auf das Schloß zurückgekommen war, den General von Retzow, der die Oberaufsicht über das Waisenhaus hatte, zu sich kommen, erzählte ihm, was vorgefallen war, und äußerte sein Mißfallen darüber sehr ernstlich. Retzow sagte: er wolle die Lehrer des Waisenhauses sogleich zusammenkommen lassen, und ihnen ihre Grobheit auf das nachdrücklichste verweisen. »Nun das ist schon gut, aber nicht genug,« versetzte der König; »ich will, daß diese Kerle künftig, zum Gedächtniß ihrer Unhöflichkeit, ganz ausgezeichnet gekleidet werden sollen; sie sollen von nun an weiter nichts tragen, als eine schwarze Weste mit Aermeln, sechs Knöpfe in der Größe eines Hühnereies daran, einen großen weißen herunterhängenden Kragen und einen spitzen Hut, in der Gestalt eines Kegels.« Retzow wagte es nicht, dem Könige Einwendungen dagegen zu machen, und ließ, sobald er nach Hause gekommen war, die sämmtlichen Lehrer vor sich rufen, verwies ihnen mit Nachdruck den begangenen Fehler, und machte ihnen zugleich den Willen des Königs in Absicht ihrer künftigen Kleidung bekannt. Alle wurden darüber sehr bestürzt, und suchten sich zu entschuldigen; besonders schoben sie die Schuld auf

einen ihrer Collegen, welcher kurzsichtig war, behaupteten, daß dieser dem Könige in die Augen gefallen sein müsse, und baten, daß dieses dem Könige vorgestellt werden möchte. Retzow sagte dem Könige wirklich: Se. Majestät hätten vielleicht den kurzsichtigen Präceptor gesehen, welchen aber der Fehler seines Gesichts entschuldige, und Sie möchten deßhalb den übrigen Gnade widerfahren lassen. »Nein! nein!« erwiederte der König, »den kenne ich recht wohl; das ist ein guter Kerl, der nimmt vor einem Laternenpfahle den Hut ab. Es sind nur kahle Ausflüchte, die die Herren machen, und ich will, daß meine Befehle vollzogen werden!« Man kann sich leicht vorstellen, in welche Verlegenheit die Waisenhauslehrer geriethen. Einige von ihnen wollten ihren Posten verlassen, andere legten sich auf's Bitten. Es wurden dem Könige nochmals triftige Vorstellungen gemacht, und er hob den Befehl wieder auf, den er ohnedies wohl nur im Scherz, und um die unhöflichen Leute wenigstens mit einiger Angst zu strafen, gegeben haben mochte.

64. Wunder.

Einmal speis'te der Abt Bastiani mit dem Könige. Unter andern ward auch ein künstlicher Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser auf die Tafel gesetzt; aber ungeachtet sich der Hof-Conditor viele Mühe gab, wollte er doch nicht springen. Der König sagte, als er dies bemerkte, zu dem Conditor: »Lasse Er's nur sein;« und damit ward nicht weiter an den Brunnen gedacht. Auf einmal aber sprang der Brunnen unvermuthet. Der König lächelte darüber, und sagte zum Abt Bastiani: »Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, würde man es für ein Mirakel erklärt haben?« — Bastiani zuckte die Achseln, und erwiederte: »In Ew. Majestät Gegenwart schwerlich.«

65. Der Leibkutscher mit Majors Rang.

Der Leibkutscher des Großfürsten von Rußland, Namens Rumaneff, hatte Majors Rang *), und vergab seinem Charakter nichts, wie folgende Anekdote beweiset. Den Tag vorher, ehe der Hof von Berlin nach Potsdam ging, um hier den Aufenthalt des Königs zu bewundern, befahl der Monarch seinem

*) In Rußland hat jeder Hof-, ja auch jeder Civilbediente militairischen Rang. So ist z. B. der Minister Feldmarschall.

Kammerdiener Anderson: er sollte mit dem Leibkutscher des Großfürsten in einem Wagen nach Potsdam fahren, und ihn aufs Beste bewirthen. Anderson ging zu dem Kutscher, lud ihn zu der Reise aufs freundschaftlichste ein, und schilderte ihm auch das zu hoffende Vergnügen in Potsdam sehr groß. »Gut,« sagte der Leibkutscher, »ich werde mich bereit halten; aber, mein Herr, wer sind Sie?« — »Ich bin des Königs Kammerdiener.« — »Kammerdiener?« — »Nein, mein Herr, mit einem Kammerdiener kann ich nicht fahren! Mich muß ein Capitain begleiten.« Anderson sagte diese Antwort dem Könige wieder, der recht herzlich darüber lachte, und ganz gelassen sagte: »Wir wollen ihn nur in Berlin lassen. Meine Capitaine haben mehr zu thun.« Rumaneff blieb auch wirklich in Berlin, und hat Potsdam nicht gesehen.

66. Der instruirte Spion.

Als der König im ersten schlesischen Kriege im Lager gegen die kaiserliche Armee stand, brachte man ihm einen verkleideten Spion, der ohne Weitläufigkeiten gestand, daß ihn die Feinde mit dem Auftrage ins preußische Lager geschickt hätten, er solle die Stärke und Anzahl der Regimenter erforschen. Auf Befehl des Königs mußte der Mensch sich auf ein Pferd setzen; zwei Husaren mußten ihn in die Mitte nehmen, und so das Lager an den beiden Treffen hinauf und herunter, durchreiten. Bei einem jeden Regimente mußte ihm dessen Name deutlich gesagt werden. Nachdem dies Alles geschehen war, und der Spion nun glaubte, man würde ihn zum Lohn seiner bösen That an dem ersten dem besten Baume aufknüpfen, schickte ihn der großmüthige Friedrich aus dem Lager, mit den Worten: »Du kannst nun hingehen und erzählen, was Du gesehen hast.«

67. Zaremba.

Der König konnte die zweifachen oder zusammengesetzten Namen nicht leiden. Einmal bat ihn ein alter Edelmann um Erlaubniß, dem Testamente einer reichen Erblasserin zufolge, ihren Namen dem seinigen beifügen zu dürfen. Der König antwortete: »Der Mensch hat schon einen Namen, was will er mit zweien machen?« — Der General Zaremba hatte einen weitläufigen polnischen Namen. Der König hatte davon gehört, und fragte ihn einstmals: »Wie heißt Er denn eigentlich, Zaremba?« Der General sagte seinen langen Namen her. »Ei!« rief der

König aus, »so heißt ja der Teufel nicht!« Mit kaltem Ernst erwiederte Zaremba: »Nun, Ew. Majestät, der ist auch nicht von meiner Familie.«

68. Das neugierige Mütterchen.

Ein steinaltes Mütterchen trat gerade vor den König, als er einst bei der Pferdewechselung abstieg. »Mütterchen, was wollt Ihr?« fragte der König sehr gnädig. »Nur Ihr Angesicht sehen, und weiter nichts.« Der König griff nach einigen Friedrichsd'ors, und gab sie ihr mit den Worten: »Liebe Mutter, seht, hier auf diesen Dingern steh' ich weit besser, und hier könnt Ihr mich ansehen, so lange Ihr wollt, und so lange Ihr könnt — ich habe jetzt nicht Zeit, mich länger ansehen zu lassen.«

69. Baron v. Pöllnitz.

Um eine reiche Heirath desto sicherer zu thun, ward der Baron v. Pöllnitz zum zweiten oder dritten Male katholisch. Diese Verbindung kam aber dennoch nicht zu Stande, und der Baron saß ohne Geld und ganz entblößt da. Nun schrieb er aus Nürnberg an den König, und bat, ihn wieder in seinen vorigen Posten einzusetzen, den er der Heirath wegen verlassen, er wolle auch alsdann die reformirte Religion wieder annehmen. Friedrich antwortete aber: »Ob Ihr reformirt, katholisch oder lutherisch seid, dies ist mir gleichviel. Wenn Ihr Euch aber wollt beschneiden lassen, dann will ich Euch wieder in meinen Dienst annehmen.«

70. O Himmel! hast du keine Blitze mehr?

Als sich Voltaire am Königlichen Hofe aufhielt, und durch sein Genie Jeden für sich einnahm, fand sich gerade ein Engländer ein, der ein so außerordentliches Gedächtniß hatte, daß er Alles, was man ihm vorlas oder vorsagte, wenn es auch ziemlich lang war, ohne ein Wort oder einen Ausdruck davon zu verlieren, wieder hersagen konnte. Der König ließ diesen Mann zu sich kommen, setzte ihn auf die Probe, und erstaunte über sein Talent. Gleich darauf ließ Voltaire dem Könige sagen, er wolle die Ehre haben, ihm eins seiner neuen Gedichte vorzulesen. Der König bewilligte dies, beschloß aber auch zu gleicher Zeit, sich einen Scherz mit ihm zu machen. Er ließ den Engländer hinter einen Schirm treten, und trug ihm auf, genau

auf das Acht zu haben, was Voltaire ablesen würde. Voltaire kam, und las sein Gedicht mit allem Pathos ab, um den König dadurch einzunehmen; dieser blieb aber ganz kalt dabei, und sagte, nachdem Voltaire zu lesen aufgehört und ihn um seine Meinung von dem Gedichte gebeten hatte: Er habe bemerkt, daß Voltaire seit einiger Zeit sich fremder Arbeiten bediene, und sie für die seinigen ausgäbe. So viele Dreistigkeit habe er von ihm nicht erwartet, und er sei deßhalb gar nicht recht mit ihm zufrieden. Voltaire erschrak über diesen Vorwurf, und versicherte bei Allem was heilig ist, er verdiene ihn nicht, und der König thue ihm Unrecht. »Ei!« sagte der König, »ich will Sie gleich überführen, daß ich Recht habe; die Verse, die Sie mir jetzt vorgelesen haben, gehören einem gewissen Engländer, der deren Verfasser ist.« Voltaire vertheidigte sich dagegen noch eifriger, und schwur, die Arbeit, die er vorzeige, sei sein Eigenthum. »Nun so kommen Sie hervor!« rief der König gegen den Schirm, hinter welchem sich der Engländer verborgen hielt, »und sagen Sie dem Herrn von Voltaire die Verse her, die er gemacht haben will.« Mit kaltem Ernst trat der Engländer hervor, und wiederholte Voltaire's Gedicht, ohne auch nur das mindeste davon auszulassen. »Nun,« sagte der König zu Voltaire, »habe ich recht?« — »O Himmel!« rief Voltaire aus, »hast du keine Blitze mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich meine Verse zueignet! Hier geht eine Zauberei vor, die mich zur Verzweiflung bringt.« Der König lachte über diesen Auftritt, und belohnte den Engländer für das Vergnügen, welches er ihm gemacht hatte.

71. Der Geheimerath.

Ein junger Herr aus Berlin bemühte sich aus allen Kräften, durch eine vortheilhafte Heirath seine Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Nachdem er beinahe alle seine Erfindsamkeit erschöpft hatte, gelang es ihm endlich, ein Mädchen von Vermögen zu erobern. Aber ach! die Eltern des Mädchens wiesen ihn zurück, weil er keinen Charakter hatte; denn es war ihnen ein unausstehlicher Gedanke, daß ihre Tochter künftig bloß schlechtweg Madame — heißen sollte. Der junge Herr stand wie vom Donner gerührt da, und entschloß sich endlich nach vielem Hin- und Hersinnen, nach Potsdam zu reisen, und dem Könige eine Bittschrift zu überreichen, worin er um die Beförderung seines bevorstehenden Glückes allerunterthänigst ansuchen

wollte. Glückliche Umstände machten, daß ihm der König sein Schreiben eigenhändig abnahm, und denselben Tag noch den jungen Menschen zu sich kommen ließ. Er erschien, und der König redete ihn so an: »Er will, wie ich so eben aus seinem Schreiben gesehen habe, den Geheimenrathstitel haben, um durch eine vortheilhafte Heirath sein Glück zu machen?« Zitternd machte der Kandidat eine stumme Verbeugung. »Weiß Er denn aber auch die Pflichten eines Geheimenraths? Ich will Ihn damit bekannt machen. Sie bestehen in Verschwiegenheit. Glaubt Er diese wohl beobachten zu können?« — Der Kandidat versicherte es mit einem leisen Ja. — »Nun gut,« fuhr der König fort, »so mach' ich Ihn hiermit zu einem Geheimenrath, aber wehe Ihm, wenn Er irgend einem Menschen etwas davon sagt!«

72. Fort hier!

Nach der Schlacht bei Leuthen blieb die Armee auf dem Schlachtfelde. Vor der Fronte der Garde dû Corps war ein kleines Feuer angemacht. Da aber zur Unterhaltung dieses Feuers nicht viel Holz vorräthig und die Kälte sehr heftig war, sagte der Kornet von der Goltz: »wenn doch Einer oder der Andere etwas Holz aus dem Dorfe herbeischaffte; ich will gern dafür erkenntlich sein.« Sogleich gingen zwei Garde dû Corps fort und versprachen Brennmaterialien zu holen. Indessen kam der König mit einer kleinen Begleitung gegen sieben Uhr Abends an diesem Orte an. Weil sich viele Garde dû Corps um dies kleine Feuer herumgestellt hatten, um ihre Pfeife Taback ruhig rauchen zu können, so stieg der König vom Pferde. Augenblicklich nahm ein jeder seine Pfeife aus dem Munde. Da der König dies sah, rief er ihnen zu: »Kinder raucht immer zu, und laßt Euch nicht stören,« ob er gleich das Tabackrauchen nicht leiden konnte. Nun stellte er sich mitten unter sie in den Kreis ans Feuer und schlug den Mantel um. Die nach Holz geschickten beiden Garde dû Corps kamen jetzt mit einem großen Balken an, legten ihn von ungefähr gerade dahin, wo der König stand, den sie aber nicht erkennen konnten, weil er ihnen den Rücken zukehrte. Einer von diesen beiden Garde dû Corps rief: »Jeder faule Hund stellt sich ans Feuer, und keiner will Holz holen; fort hier!« (zum König). Der König wandte sich lächelnd um, und sagte: »Du hast Recht, komm nur heran.« Der Garde dû Corps trat, da er seinen Irrthum gewahr ward, er-

schrocken zurück; allein der König rief ihm mit dem freundlichsten Gesichte nach: »Bleib hier, mein Sohn! hast Du das Holz geholt, so kannst Du es auch benutzen, ich will mich nur noch etwas wärmen.« Das Holz wurde nun gleich klein gemacht. Der König verweilte sich noch etwas, und ritt dann weiter. Am andern Tage ließ er die beiden Garde dû Corps reichlich beschenken.

73. Parademarsch im Kugelregen.

Einst marschirte die Armee im Sommer vor einem Weinberge vorbei, der unterwärts mit einer hohen Mauer umgeben war. Mehr als tausend Panduren hatten sich mit einigen Böllern (kleinen Kanonen, die durch Menschen transportirt werden) versteckt, und schossen unaufhörlich auf die preußischen Husaren, welche den Vortrupp ausmachten, so daß es Musketen- und Kanonenkugeln in die Züge der Eskadronen regnete. Der König befahl Halt zu machen, und blieb links an der Kolonne, die er selbst anführte, mit dem Rücken nach der Mauer, über welche geschossen ward, halten. Er commandirte selbst: »Das Gewehr auf.« Da marschirten Alle in so schöner Ordnung, wie bei einer Revüe, bei dem Könige vorbei, ungeachtet der Kugelregen nicht inne hielt, und in den Feldflaschen und Kesseln ein betäubendes Geklapper machte, so daß viele Pferde scheu wurden. Der König änderte seine Fassung nicht, und sagte in einem aufmunternden Tone: »Kinder! reitet ordentlich, der Bettel thut keinen Schaden.« Indem schlug eine Kanonenkugel in den Zug der Garde dû Corps, welchen der damalige Lieutenant v. Zollikofer anführte, so daß dem Lieutenant die Erde um den Kopf flog, und der Zug etwas in Unordnung gerieth. »Reitet gerade,« rief der Lieutenant, »und fürchtet Euch vor dem Dr... nicht!« — »Bravo, mein lieber Zollikofer! richte Er seinen Zug wieder;« und so ließ der König die ganze Kolonne, unter dem unablässigen Feuer der Panduren, in Parade vor sich vorbeimarschiren.

74. Das Angebinde.

Der König ließ einmal ganz unvermuthet seinen Kutscher Pfund rufen: »Spannt an, Pfund, ich reise auf Tage weg.« — »Das Gott erbarm!« rief Pfund, »in einer halben Stunde sollte ich ein christliches Werk verrichten, und bei einem kleinen Jungen Gevatter stehen.« — »Ja, des christlichen Werkes we-

gen,« erwiederte der König, »muß ich wohl meine Reise noch eine Stunde länger aufschieben; macht aber, daß das christliche Werk bald zu Ende kommt.« Indem Pfund schon weg war, ließ ihn der König zurückrufen. — »Hat die Wöchnerin was zu leben?« fragte der König, — »Sehr wenig, Ihro Majestät;« — »da nimm ihr zwanzig Friedrichsd'or mit, und sag' ihr: daß sie ihren Jungen ordentlich aufwachsen lassen soll.«

75. Die gefangenen Russen.

Die Husaren brachten zehn bis zwölf Kosacken, die sie gefangen genommen hatten, zum Könige. Die Tracht dieser Leute, als auch sie selbst, war Allen etwas sehr Ungewöhnliches. Der König betrachtete sie aufmerksam, und sagte nachher zum Major von Wedell, dessen Grenadierbataillon die Avantgarde hatte: »Sehe Er einmal, mit solchem infamen Krop muß ich mich schlagen.«

76. Die starke Suppe.

Ein gewisser Oberster von des Königs Suite besaß unter andern auch besondere Kenntnisse in der Kochkunst, und sein Geschmack war so richtig, daß der König mehrentheils die Güte der Speisen darnach zu beurtheilen pflegte. Einst ward auf des Königs Befehl eine braune, klare und starke Suppe zur Tafel gegeben, von welcher der Oberste nur sehr wenig aß. — »Warum essen Sie nicht mehr von der Suppe, die doch so gut schmeckt?« fragte der König. — »Weil sie für mich zu stark ist,« antwortete der Oberste. — »Wovon will sie denn stark sein, da doch nicht viel Fleisch darin ist?« — »Ich weiß es sehr gut, daß diese Suppe von sieben Couverts nicht unter 14 bis 15 Pfund Fleisch gemacht werden kann.« — »Oho! nicht von der Hälfte so viel, und das wollen wir gleich erfahren.« — Der gegenwärtige Kammerlakai mußte nun gehen, um vom Koche die genaue Specification des zu dieser Suppe verbrauchten Fleisches zu holen. Sie lautete so: Neun Pfund Rindfleisch, drei Pfund Kalbfleisch, ein altes Huhn, zwei Pfund Schinken, 2c. — »Habe ich es nicht gesagt? ich weiß recht gut, was zu einer solchen Suppe gehört,« sagte der Oberst. — »Einer Seits hat der Oberste Recht,« — antwortete der König; — »anderer Seits aber, wenn ich abrechne, wie viel der Koch davon zu Hause geschickt hat, werde ich wohl Recht behalten.« — So

sehr äußerte er es bei allen Gelegenheiten, daß er sich von allen Seiten für betrogen hielt.

77. Die hungernde Wache.

Einen Tag nach der Schlacht bei Zorndorf bekam ein Unterofficier von der Garde du Corps mit gehöriger Mannschaft die Wache beim Könige. Er kaufte sich im Hauptquartiere, bei einem sich daselbst aufhaltenden Marketender, eine Bouteille Pontak, um sich auf der Wache wenigstens hieran zu laben, da die Russen hier Alles so verwüstet hatten, daß auch nicht die geringsten Lebensmittel zu haben waren. Es war gerade Mittag, und der König hatte sich eben mit dem Prinzen Moritz und mehreren Generalen zur Tafel gesetzt. Bei dieser Gelegenheit wünschte sich der wachhabende Unterofficier nichts sehnlicher, als ein Stückchen Brod zu seinem Weine, und äußerte auch endlich seinen Wunsch gegen einen Königlichen Lakaien, der eben Essen zur Tafel tragen wollte. Dies sah der König, der bei offener Thüre speiste, und fragte: »Was will der Unterofficier?« — »Er hat sich eine Bouteille Wein gekauft, und dazu wünscht er sich ein Stückchen Brod; es wäre, sagt er, im ganzen Dorfe auch nicht das Geringste zu bekommen.« — »Ja, das glaube ich,« sagte der König — »hier komm her, nimm diese Pastete und dies Brödchen, und gieb sie ihm; er hat gestern und vorgestern mehr verdient, als ich ihm vergüten kann.« Sogleich folgte jeder Mitspeisende, der Prinz und alle Generale, diesem Beispiele, und legten von dem Ihrigen vor. Der Unterofficier, als er die gehäufte Schüssel bekam, vertheilte sie, vor Freude außer sich, den Augenblick unter seine bei sich habende Mannschaft, welchem Schauspiel der König mit dem größten Vergnügen zusah.

78. Dr. Bahrdt's Gehalt.

Der König ließ sich zuweilen aus fremden Zeitungen die wichtigsten Artikel vorlesen. Unter andern fand er einst, daß der Dr. Bahrdt in Halle mit einem überaus starken Gehalt als öffentlicher Lehrer angesetzt sein solle. »Was ist das!« rief er, »so viel für einen Doktor der Theologie! Das wäre zu arg!« Sogleich schrieb er an den Minister, unter welchem die Universität stand: Er sehe mit Erstaunen in den Zeitungen, daß ein gewisser Dr. Bahrdt mit 4000 Thalern Gehalt nach Halle berufen sei, und ihn dünke, von so etwas müsse er doch auch wissen. — Dem Minister war die beißende Anmerkung

empfindlich, und er antwortete dem Könige mit ziemlicher Wärme: Wenn Se. Majestät Dero Minister für jeden Zeitungsschreiber responsabel halten wollten, so sehe er sich gedrungen zu erklären, daß ihm alsdann Sr. Majestät Dienste zu schwer fallen würden, und er um seine Entlassung bitten müsse. — Friedrich schätzte den vortrefflichen Minister, den er nicht gern verlieren wollte, und da er seine eigene Uebereilung fühlte, schrieb er unter des Ministers Schreiben nur: »Nu — Nu — Nu — man wird doch wohl fragen dürfen?«

79. Strafe und Belohnung.

Der König konnte nicht leiden, wenn bei seinen Spazierritten, ohne seinen Befehl, Mantel und Ueberröcke mitgenommen wurden. An einem sehr kalten Herbsttage fror ihn aber einmal auf einem solchen Spazierritt sehr, »ich wünschte doch,« sagte er, »daß ich meinen Mantel mitgenommen hätte.« Einer von seinen Leuten, der ihn heimlich versteckt hatte, kam sogleich damit hervor; der König sah ihn ernsthaft an: »Wer hieß Dich den Mantel mitnehmen?« — »Ihro Majestät, der heutige kalte Tag!« — »Nun, eine halbe Stunde in die Wache, weil Du ihn ohne meinen Befehl mitnahmst; und dann 100 Thaler, weil Du ihn aus guter Vorsorge mitgenommen hattest. Künftig thu das nicht, die Leute möchten sonst denken, daß ich nicht vom Ofen wegkommen könnte.«

80. Der König auf dem Strohlager.

Im siebenjährigen Kriege war der König, als er sich gerade auf einem Vorposten befand, äußerst ermüdet, und er gab zu verstehen, er wünsche etwas zu schlafen. Die Soldaten, welche die Feldwache hatten, machten ihm von Stroh ein Lager zurecht, wickelten ihn in seinen Mantel, und er schlief so sanft darauf, als läge er in den weichsten Betten. Indeß ward die Feldwache abgelöst. Einer von den neu angekommenen Soldaten sah den König schlafen, und glaubte, es wäre bloß ein Officier. Da er ebenfalls große Neigung zum Schlafe spürte, und kein bequemes Lager hatte, so zog er von dem Stroh, auf welchem der König ruhte, einen Wisch nach dem andern hervor, um sich davon eins zu bereiten. Er that dies endlich so dreist und unsanft, daß der König darüber erwachte, und zu dem Soldaten sagte: »Nun wahrhaftig, Du wirst mir noch alles Stroh wegnehmen.« Dies hörten die übrigen, und verwiesen

ihrem Kameraden seine Unvorsichtigkeit und Kühnheit. Dieser erkannte nun den König, und steckte ihm, um den Fehler gut zu machen, hastig das Stroh wieder unter den Leib. Der König sagte aber: »Laß es nur gut sein, und behalte was Du hast.«

81. Die Bleikugel als Uhr.

Der König erfuhr, daß ein Korporal von seinem Leibregimente, ein junger, schöner und sonst braver Mann, aus Hang groß zu thun, eine Uhrkette trüge, woran nur eine Bleikugel hinge. Er wollte dies selbst sehen, und gleich ward etwas verabredet, wodurch der Korporal dem Könige aufstoßen mußte. »A propos, Korporal!« rief ihm der König zu, »Ihr müßt doch ein braver Kerl sein, daß Ihr Euch von Eurem Solde eine Uhr erspart habt?«

Korporal. Brav schmeichle ich mir zwar zu sein, aber die Uhr hat nicht viel zu bedeuten.

Der König (seine goldene mit Brillanten besetzte Uhr herausziehend). Meine Uhr zeigt fünf; wie viel die Eurige?

Korporal (bebend seine Bleikugel am Uhrbande herausziehend). Ihro Majestät! die meinige zeigt mir weder fünf noch sechs, aber doch zeigt sie mir klar den Tod, den ich für Ew. Majestät einst sterben werde.

Der König. Damit Ihr auch täglich eine von den Stunden sehen möget, in der Ihr für mich sterben werdet, so nehmt diese Uhr.

82. Der König als Arzt.

Der König glaubte Kenntnisse von der Heilkunde zu besitzen, und theilte daher in Krankheiten gern seinen Rath mit; verschrieb auch Recepte, deren Befolgung aber den Patienten wohl nicht immer zuträglich gewesen sein möchte. Man muthmaßt, der König habe Verschiedenes von dem, was er verschrieb, aus französischen Büchern, und besonders aus dem bekannten »**Dictionnaire de la Santé**« genommen, worin Pferdekuren für Menschen stehen. Er prüfte die Aerzte, welchen er sich in seinen Krankheiten anvertrauen wollte, ingleichem die Regimentswundärzte, selbst, und legte ihnen Fragen über die Behandlung verschiedener Krankheiten, besonders der Fieber, vor. Den Rhabarber hielt der König für ein gutes medicinisches Mittel, und empfahl ihn oft. Im siebenjährigen Kriege begegnete ihm in Sachsen eine Menge Wagen mit Kranken. Er hörte auf sein

Befragen, daß sie mit dem Durchfalle behaftet wären. »Was giebt Euch denn der Feldscheer dafür?« fragte er die Kranken weiter. — »O!« erwiederte einer von ihnen, ein Märker, »he geft uns sonne geele Pulver, da wert et ümmer ärger darna« (er giebt uns solche gelbe Pulver. Darnach wird es immer ärger). — »Nein, nein,« fuhr der König fort, »das ist schon recht. Es wird Rhabarber sein.« — »Ja!« schrieen Alle. — »Das ist sehr gut,« erwiederte der König, »dabei bleibt nur, so werdet Ihr besser werden.«

83. Unterschrift des Königs.

Die Unterschrift des Königs war sehr auszeichnend. Im Deutschen bestand sie aus einem flüchtigen Zuge der zusammenhängenden Buchstaben F, d und ch, welcher in den ersten Regierungsjahren ziemlich groß war, und gemeiniglich den ganzen leeren Raum der Kabinetsschreiben und Befehle ausfüllte. Aber in den letzten Lebens- und Regierungsjahren ward dieser Namenszug immer kleiner, und da er mit zitternder Hand gezogen war, gekritzelt und undeutlich. Im Französischen schrieb der König seinen Namen, **Féderic**, völlig und sehr deutlich aus. Bis im Juni 1737 unterschrieb er sich **Fréderic**; von dieser Zeit an bediente er sich aber der eigenen Freiheit, worüber man keine hinlängliche Auskunft geben kann, seinen Namen **Féderic** zu schreiben, und diese Gewohnheit behielt er bis an seinen Tod bei. Ohne Ursache ist indeß diese Aenderung nicht vorgenommen worden, und in den freundschaftlichen Briefen, welche der König als Kronprinz mit dem Geheimenrath von Suhm gewechselt (französische Ausgabe, 2r Theil, S. 243), wird von dem Herausgeber derselben muthmaßlich angeführt, daß er, da er zu dieser Zeit sich mit italienischen Gelehrten in Briefwechsel eingelassen, vielleicht Geschmack an dem italienischen **Féderico** gefunden, und daher diese Aenderung gemacht habe.

84. Die verliebte Schildwach.

Ein Grenadier von dem ersten Bataillon Garde zu Potsdam, Namens Herzog, stand einst im Königlichen Garten Schildwache. Sein Mädchen besuchte ihn auf dem Posten; er schäkerte mit ihr — als auf einmal das Mädchen mit einem ängstlichen Schrei davon lief. Herzog stutzte, sah sich um — und erschrak viel ärger als seine Liebste! — denn gerade war der König noch sechs Schritte hinter ihm. In der Angst schulterte

er geschwind sein Gewehr, machte Front und präsentirte. — »Kerl! was hast Du gethan? weißt Du mein Verbot nicht?« — »Ach!« erwiederte der erschrockene Herzog, »Ew. Majestät, sagen Sie's nur meinem Hauptmanne nicht. Er ist gar zu böse; er läßt mich wahrhaftig todt fuchteln.« — Ueber diesen naiven Einfall lachte der König, und gab dem Soldaten alle Löhnungstage acht Groschen Zulage aus seiner Chatouille.

85. Der geängstigte Schreiber.

Der König verlangte bei seiner Anwesenheit in einer Provinz eine gewisse Rubrik aus dem Etat, die ihm der Kammerdirektor, ein gewesener Officier, überbringen sollte. Dieser, ein hitziger und prompter Mann, beorderte sofort den ältesten Kanzellisten, das Erforderliche in seiner Gegenwart ungesäumt abzuschreiben.

Wie die Abschrift fertig war, wobei der Schreiber äußerst getrieben wurde, war dieser so bestürzt und eilig, daß er statt der Streusandbüchse das Tintenfaß ergriff, und es über das Geschriebene schüttete.

Der Kammerdirektor kam hierüber in Wuth, daß er sich kaum enthalten konnte, den Kanzellisten zu schlagen. Er schrie: »Fort, fort, zum Könige. Er mag sich nun selber verantworten; denn hier ist keine Zeit mehr zu verlieren!«

Der Kammerdirektor ging halb wild in des Königs Zimmer, erzählte die Unvorsichtigkeit des Kanzellisten, der im Vorzimmer warten mußte. »Das thut nichts,« sagte der König; »wer weiß, wie Er den Menschen geängstigt hat, und das ist doch nicht mein Wille. Laß Er den guten Mann herein kommen.«

»Mein Freund,« redete ihn der König an, »Er schreibt bei Seinem Alter eine gute Hand. Er ist gewiß bei dieser Abschrift übereilt worden. Hier sind noch 200 Thaler übrig, die soll Er jährlich Zulage haben. Schreibe Er es noch einmal, und nehme Er sich Zeit, und lasse Er sich von Niemanden unnöthigerweise schrecken.«

86. Friedrich und die Mönche.

Nach dem siebenjährigen Kriege bereis'te der König seine Staaten. In Cleve hielt er sich eine kurze Zeit auf, ließ sich von dem Kammerpräsidenten von Bessel sogleich den Etat vorlegen, und fand darin für das in der Stadt liegende Mino-

ritenkloster eine namhaft große Summe, jährlich unter der Forstrubrik in Ausgabe.

Der Monarch wunderte sich hierüber und fragte: »Wofür bekommt denn jährlich das Kloster eine so ansehnliche Summe?« Der Präsident antwortete: »Dieses Geld-Quantum ist ein Vermächtniß der verstorbenen Herzöge. Es wird für die Seelenmessen gegeben, und die Gelder werden aus der Forstkasse bezahlt.«

»Nimmt denn die Ausgabe kein Ende?« fragte der König. »Wo ist das Kloster? Ich will mit dem Guardian sprechen.«

Der Präsident sagte: »Es liegt nahe vor dem hiesigen Thiergarten.«

»Gut,« erwiederte der König, »da werde ich noch heute hinreiten. Bestell' Er nur den Mönch nach Tische um drei Uhr.«

Der Monarch kam mit seinem Gefolge um die bestimmte Zeit an, und fand den Clerus in zwei Reihen gestellt. Sobald die Mönche ihn erblickten, stimmten sie den Ambrosianischen Lobgesang an.

»Was ist das?« fragte der König den Präsidenten.

»Ew. Majestät, das sind die Mönche, welche die Seelenmessen für die Herzöge lesen.«

Der König machte hierauf Halt, und der Guardian näherte sich ehrerbietigst.

»Ist Er der Vorsteher des Klosters?«

»Ja, Ew. Majestät.«

»Ihr Leute bekommt ja so viel Geld aus meiner Forstkasse, und wofür?«

»Sire, es ist ein Vermächtniß von den verstorbenen Herzögen, und wir müssen ihnen dafür die Seelenmessen lesen, damit sie aus dem Fegefeuer kommen.«

»Die armen Vettern! sie sind ja schon so lange darin! Kommen sie nicht bald heraus? Ich möchte es gern wissen.«

»Das läßt sich wohl nicht eigentlich bestimmen, Sire!« erwiederte der Guardian, »aber so bald es geschehen sollte, werde ich unverzüglich an Ew. Königliche Majestät eine Stafette nach Potsdam schicken.«

Der König lachte, und sagte zu dem Präsidenten von Bessel: »Mit dem Manne ist nichts zu machen! Er hat gewiß bei den Jesuiten studirt.«

87. Der Kolonist.

Ein Kolonist, dem der König die gewöhnlichen Wohlthaten erzeigt, und ihm ein Haus aufbauen, eine Kuh und andere Nothwendigkeiten hatte geben lassen, war damit nicht zufrieden, wie denn dies dergleichen Gesindel sehr selten war. Er trat den König an, und sagte: er würde wieder mit seinen Kindern aus dem Lande und anderswohin gehen, wo er es besser haben könnte. Durch diese Drohung glaubte er den Monarchen dahin zu bewegen, ihm noch mehr zu geben. Der König antwortete ihm aber: »Da thut Ihr Recht daran! Wüßt' ich einen Ort, wo ich es besser haben könnte, als hier, so ging ich auch hin.«

88. Der alte Brummbär.

Der König war einst sehr früh aufgestanden, und ging in Sans-Souci in dem Garten spatzieren. Ein Gärtnerbursche arbeitete fleißig an einer Pfirsichhecke. Da dieser noch ein Neuling war, kannte er den König nicht. »Du arbeitest ja sehr früh,« sagte der König zu ihm. — »Man muß ja wohl, sonst ist's doch nicht recht, wenn der alte Brummbär aufsteht, und findets nicht fertig.« — »Brav, mein Sohn, bleib bei Deiner Gesinnung!« antwortete ihm der König lachend. Er nahm den alten Brummbär ruhig hin, und setzte darauf seinen Spaziergang fort.

89. Friedrich und der Bischof von Ermeland.

Der Bischof von Ermeland verlor durch die Besitznehmung des preußischen Hauses in Polen, einen großen Theil seiner Einkünfte. Als er darauf 1773 dem Könige in Potsdam seine Aufwartung machte, fragte ihn dieser: »Sie können mich wohl unmöglich lieb haben?« Der Prälat antwortete: er werde nie die Pflicht des Unterthanen gegen seinen Monarchen vergessen. »Ich,« erwiederte der König, »ich bin Ihr sehr guter Freund, und mache starke Rechnung auf Ihre Freundschaft. Sollte mir Petrus einst den Eingang ins Paradies versagen, so werden Sie, hoffe ich, die Güte haben, mich unter Ihrem Mantel unbemerkt hinein zu tragen.« — »Das wird schwerlich angehen,« sagte der Bischof, »Ew. Majestät haben ihn zu sehr beschnitten, als daß man noch Kontrebande darunter verstecken könnte.« Der König lächelte; denn wenn ihn auch ein witziger Einfall traf, litt er ihn doch gern, und störte bei solchen Gelegenheiten selten das gesellschaftliche Vergnügen.

90. Dankbarkeit in fremdem Lande.

Allgemein war die Ehrfurcht gegen den König, besonders in Sachsen nach dem baierischen Erbfolgekriege, den er mit so edler Uneigennützigkeit führte, und durch den das Land größtentheils das wieder ersetzt bekam, was es in dem siebenjährigen Kriege verloren hatte. Eines Tages kam ein sächsischer Bauer auf eine in Dresden etablirte Preußische Kasse, und fragte, ob man ihm nicht einen Friedrichsd'or gegen Courant geben wolle. Man forderte, weil man voraussetzte, der Bauer werde preußisches Silbergeld haben, fünf Thaler acht Groschen. Er zählte aber sächsisches Geld hin. Da man ihm sagte: in diesem Gelde koste der Friedrichsd'or nur fünf Thaler, erwiederte er: »Nu, nehmen Sie nur die fünf Thaler und acht Groschen; ich gebe es recht gern dafür.« Mit diesen Worten nahm er den eingetauschten Friedrichsd'or auf, küßte ihn, und sagte dann mit Rührung: »Das will ich für mich und meine Kinder aufheben, und wenn es uns recht wohl geht, wollen wir immer denken: das haben wir dem guten alten Herrn zu danken.«

91. Der Müller.

Als der König sein Sans-Souci anlegte, war ihm eine Mühle im Wege, weil sie ihrer Lage nach, dem entworfenen Plane seines Gartens zuwider war. Der König ließ den Müller zu sich kommen, und trug ihm an, die Mühle zu kaufen. Der Müller hatte sie vom Vater geerbt, und wollte sie auch auf seine Kinder bringen. Der König versprach ihm, eine bessere Mühle anderwärts zu bauen, ihm Wasserlauf und alles frei zu geben, auch noch die Summe, die er für seine Mühle fordern würde, baar auszahlen zu lassen. Der Müller bestand hartnäckig auf seinen Kopf. Nun wurde der König verdrießlich. »Weißt Du wohl, daß ich Dir Deine Mühle nehmen kann, ohne einen Groschen dafür zu geben?« sagte er auffahrend. — »Ja, Ew. Majestät, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!« antwortete der Müller. Dem Könige gefiel die rasche Antwort, sein Eifer legte sich. Der Müller blieb ungestört im Besitz seiner Mühle; und der König war so groß, daß er den Plan seines Gartens änderte.

92. Der wohlfeilste Alliirte.

Der englische Gesandte Mitchel, den der König wegen

seines lebhaften Geistes schätzte, brachte ihm während des siebenjährigen Krieges einmal die Nachricht, daß die Engländer wieder einen wichtigen Vortheil über die Franzosen erhalten hätten. Er bediente sich dabei des Ausdrucks: »Mit Gottes Hülfe haben wir die Franzosen völlig geschlagen.« — »Ist Gott auch Euer Alliirter?« fragte der König. — »Ja wohl,« sagte Mitchel, »und er ist der Einzige, der uns keine Subsidien kostet.« — »Oft dient er Euch auch darnach,« war des Königs Antwort.

93. Der König ein Töpfer.

Folgende Anekdote mag zum Beweise dienen, daß der König denen, die er einmal mit seiner Gunst beehrte, auch sogar Bitterkeiten verzeihen konnte. Quintus Icilius hieß, ehe der König bei einer gewissen Gelegenheit seinen Namen veränderte, Guichard, und war der Sohn eines Magdeburgischen Kaufmannes, der eine Fayance-Fabrik hatte. Als der König nicht lange nach dem siebenjährigen Kriege die Berlinische Porzellan-Fabrik *) auf seine Rechnung übernommen hatte, widersprach ihm Quintus einmal über Tafel. Der König sagte mit einiger Bitterkeit zu ihm: »Sei Er still! Was versteht Er davon? Er ist ja nur ein Töpferssohn.« — »Quintus antwortete: »Da werfen mir nun Ew. Majestät vor, daß mein Vater ein Töpfer war, und Sie sind doch selber einer.«

94. Die Schildwach.

Im Anfange des Aprils 1786, als der König schon sehr schwach war, und noch auf dem Schlosse in Potsdam wohnte, ließ er sich an einem schönen Tage gegen Mittag, auf die sogenannte grüne Treppe tragen, wo er sich an dem warmen Sonnenscheine erquickte. Er hatte schon eine ziemliche Zeit gesessen, als er erst bemerkte, daß die beiden Grenadiere, welche da Schildwache standen, immer noch das Gewehr scharf beim Fuß hatten. Er winkte einen derselben zu sich heran, und sagte mit gütigem Tone: »Geht Ihr immer nur auf und nieder. Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier so sitzen kann.«

---

*) Wer aus der Zeit Friedrichs gern interessante Darstellungen lies't, den verweisen wir bei Erwähnung der Berliner Porzellanfabrik auf die Geschichte ihres Gründers, des Patrioten Gotzkowsky. Man findet sie in einem wohlfeilen höchst anziehenden Schriftchen unter dem Titel: „Gotzkowsky,“ welches 1838 in Leipzig erschienen ist.

95. Die deutsche Sprache.

Bei der Unterredung Gottsched's mit dem Könige in Leipzig war unter andern von den Eigenschaften der deutschen Sprache die Rede. Der König gab sie für rauh, ungelenk ꝛc. aus; und Gottsched vertheidigte natürlich die Sprache, deren Sprachlehre er geschrieben hatte, und das mit vielem Geschrei. Der König nahm dessenungeachtet der deutschen Sprache immer mehr weg und sagte endlich: es wären in ihr eine Menge widriger Klänge, welche sie ungeschickt zur Beredtsamkeit und Poesie machten. Z. B. sagte der König: »Da nennen sie einen **Rival**, Nebenbuhler, welcher fatale Ton, Buhler,« dies wiederholte er einige Male, und drückte den Ton auf's uh.

Gottsched. Ew. Majestät, es klingt doch eben so wie **boule**!

Der König (den diese Antwort traf, hielt sich dabei nicht auf, sondern fuhr fort). Und die deutschen Konsonanten! Mir thun immer die Ohren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre, da ist lauter Kah und Peh (er drückte wieder auf K und P) Knap — Knip — Klop — Kloz — Krok! — Sein eigener Name, wie hart! — Gottsched! — fünf Konsonanten t—t—s—c—h! — ttsch! — ttsch! — was für ein Ton! Die deutsche Sprache ist einmal rauh; und was sanft und schön ist, kann sie gar nicht so angenehm ausdrücken als andere Sprachen!

Gottsched. Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung. Die schönste und sanfteste Leidenschaft der Menschen, nennen wir Deutschen — Liebe, — die Franzosen aber — Amuhr!

Man kann sich denken, daß auch er den Ton auf das muhr drückte. Und wer von dem rauhen und schreienden Ton in Gottsched's Stimme gehört hat, kann sich vorstellen, wie fürchterlich das uh und r in seinem Munde geklungen habe.

96. Der faule Schimmel.

Man hätte fast sagen sollen, daß einige von den Pferden des Königs ihn besonders kannten. Er hatte einmal beim Anfange der Exercirzeit in Potsdam das Podagra. Der große Mann ließ sich, so lange es nur immer möglich war, durch Krankheit nicht von seinen bestimmten Pflichten abhalten; so auch hier nicht vom Exerciren. Er ließ dem Stallmeister durch

einen Pagen befehlen, er sollte den sogenannten faulen Schimmel, welchen er bei solchen Gelegenheiten gern zu reiten pflegte, dergestalt zureiten, daß dies Pferd keinen Fuß höher als den andern aufheben, oder die geringste widrige Bewegung machen müßte. Der faule Schimmel war zwar ein sehr frommes, aber doch vermögendes und munteres Pferd. Der Stallmeister, um des Königs Befehl zu vollziehen, ritt nicht allein das Pferd denselben Morgen gut ab, sondern um recht sicher zu sein, blieb er darauf sitzen, um es in beständiger Bewegung zu erhalten, bis es vorgeführt würde. Der Befehl kam, es vorzuführen; indessen mußte der König vermuthlich Abhaltung bekommen haben, und es währte eine kleine halbe Stunde, ehe er aufstieg. Der faule Schimmel ward ungeduldig, fing an zu scharren und zu spielen, und wollte sich nicht beruhigen lassen, so daß man deßhalb in einiger Verlegenheit war. Sobald er aber den König an der grünen Treppe erblickte, ward er zur Verwunderung der Zuschauer ganz ruhig. Es war der erste Tag, da mit Feuer exercirt ward. Der König hielt beim Feuern fünf oder sechs Schritte vor der Fronte, und wendete nur, indem das Kommando: Feuer! geschah, das Pferd ein klein wenig. Ein so nahes und unerwartetes Feuer hätte auch wohl das frommste Pferd zu einer kleinen Kapriole bewegen können; aber der faule Schimmel regte sich nicht, und der König ritt auch kein anderes Pferd, so lange die Krankheit dauerte.

97. Wo Kirchhöfe zu machen.

Die vereinigte reformirte und lutherische Gemeine bei der Jerusalems- und Neuen Kirche in Berlin hatte von dem Könige kurz nach dem Antritte seiner Regierung ein Stück Landes unweit des Potsdamer Thores zum Kirchhofe erhalten. Der König hatte es nachher wieder auf Vorstellung des Forstdepartements zum Thiergarten geschlagen. Darauf bat die Gemeinde, daß der König statt dieses Stück Landes des Kanonier Fritzens Garten für sie zum Kirchhofe kaufen, und ihr 600 Thaler und die Baumaterialien zu einer Mauer um den neuen Kirchhof schenken möchte. Auf den Bericht des geistlichen Departements schrieb der König folgende eigenhändige Resolution an den Rand: »es ist So viel Sandt vohr der oranienburger Landtwehre da macht Kirchhöwe aber nicht aus guht Landt.«

Friedrich.

98. Friedrich wird als Kronprinz von seinem Vater überrascht.

Der berühmte Musiker Quanz, Friedrichs II. Lehrer auf der Flöte und beständiger musikalischer Gefährte, kam zuerst im Mai des Jahres 1728 mit nach Berlin, als der König von Polen den König Friedrich Wilhelm I. besuchte. Er ließ sich vor der Königin hören, welche eine kleine Kapelle hatte. Der Kronprinz bekam Lust, die Flöte zu lernen, und die Königin begünstigte diese Neigung, und schlug daher sogar Quanz vor, in ihre Dienste mit 800 Thaler Besoldung zu treten. Dies konnte aber Quanz nicht annehmen, weil ihn der König von Polen nicht entlassen wollte; der ihm aber die Erlaubniß gab, jährlich zwei Mal nach Berlin zu reisen, um den Kronprinzen im Flötenspielen zu unterrichten. Schon in den wenigen Tagen des damaligen Aufenthaltes *) ward der Anfang mit den Lehrstunden gemacht, und hernach setzte der Kronprinz die Uebungen auf der Flöte eifrig fort. Die Reisen, welche Quanz dieserhalb nach Berlin machte, mußten aber, besonders anfänglich, sehr geheim geschehen; denn der König durfte nichts davon wissen, der damals seinen jungen Kronprinzen bloß zum Soldaten machen wollte, und, wie man sehr wohl wußte, ein so sanftes Vergnügen wie die Musik, besonders die Flöte, gewährt, nicht würde gebilligt haben.

Im Sommer des Jahres 1730, kurz vorher, ehe der König mit dem Kronprinzen die Reise durchs Reich bis nach Wesel anstellte, von wo der Kronprinz bekanntermaßen insgeheim nach England gehen wollte, worauf hernach die bekannten unglücklichen Umstände eintraten, war Quanz auch in Berlin, um mit dem Kronprinzen, zuweilen des Morgens früh schon gegen sechs Uhr, gewöhnlich aber alle Nachmittage von vier bis gegen sieben Uhr, zu spielen. Die Mißstimmung zwischen dem Könige und dem Kronprinzen war damals schon sehr groß, und der Prinz suchte in den meisten Dingen das Gegentheil von dem zu sein, was sein Herr Vater war. Vormittags mußte er sich äußerlich zwingen. Die enge Uniform, das schlichte gekräuselte Haar, der steife Zopf, der ernste Soldatenschritt, waren nicht nach seinem Geschmack, aber er mußte sich darein schicken. Allein nach der

*) Der König von Polen kam mit seinem Gefolge im Jahre 1728 den 29. Mai nach Berlin und blieb bis zum 12. Juni.

Mittagstafel, wenn er in seinen Zimmern sich selbst überlassen war, wollte er in denselben auch ganz nach seinem Sinne leben. Er ließ sich dann gewöhnlich ganz nach der damaligen Mode frisiren, band einen Haarbeutel ein, und zog einen Schlafrock von goldenem Brokat an; und so studirte er und spielte die Flöte.

So angezogen war der Kronprinz auch eines Tages, da eben Quanz mit ihm spielte, als plötzlich der nachher so unglücklich gewordene Herr v. Katte, der Liebling des Kronprinzen, eilig ins Zimmer sprang und erschrocken berichtete, der König käme, und sei ganz nahe. Dem Könige war des Kronprinzen Lieblingsneigung zu den Büchern und der Musik nicht ganz verborgen geblieben. Beides war ihm höchst zuwider, und er wollte daher den Kronprinzen überraschen. Katte ergriff in größter Eile die Kasten mit den Flöten und den Musikalien, nahm den höchst erschrockenen Quanz bei der Hand, und sprang mit ihm und dem Kasten in ein kleines zum Einheizen der Oefen bestimmtes Kabinet. Hier mußten sie über eine Stunde aushalten, und Quanz zitterte am ganzen Leibe, um so viel mehr, weil er einen rothen Rock trug; eine Farbe, welche dem Könige höchst zuwider war. Der Kronprinz hatte zwar in größter Eile die Uniform angezogen, aber der Haarbeutel war so geschwind nicht wegzubringen, also ist leicht zu erachten, wie verstört die Zusammenkunft gewesen sein mag. Der König entdeckte bald die hinter den Tapeten verborgenen Schränke, wo die Bücher und die Schlafröcke befindlich waren. Diese ließ er gleich in den Kamin werfen, die Bücher hingegen befahl er, dem Buchhändler Haude zu verkaufen. Dieser behielt die Bücher zum Dienste des Kronprinzen, der davon einzeln abholen ließ, was er brauchte, bis ihm die ganze Bibliothek wieder zugestellt werden konnte.

Quanz wurde endlich, nachdem der König weggegangen war, aus seinem Winkel erlös't; er war aber nachher bei seinen Reisen und Aufenthalte in Berlin sehr vorsichtig; besonders erschien er daselbst nie wieder in einem rothen, sondern nur in einem grauen oder blauen Rocke.

99. Die neue Flöte.

In den vierziger Jahren, wo der König noch am lebhaftesten war, hatte er von Quanz eine neue Flöte bekommen. Sie schien ihm nicht recht zu gefallen, und nachdem er einige Mal darauf geblasen hatte, sagte er zu Quanz, die Flöte sei

nicht recht rein. Das hieß Quanz von der Seite angreifen, wo er am empfindlichsten war. Quanz ärgerte sich innerlich, aber vertheidigte die Flöte. Der König schien zufrieden zu sein; aber am folgenden Tage erneuerte er die Klage. Quanz nahm dem Könige die Flöte aus der Hand, spielte selbst darauf, und versicherte, die Flöte gebe alle Töne rein an. Der König behauptete, selbst von Quanz gespielt, sei sie unrein. Dies war mehr, als Quanz vertragen konnte. Er kam außer Fassung; es entstand ein kleiner Wortwechsel, und Quanz sagte endlich mit Heftigkeit: Wenn ein großer Herr es vertragen könnte, die Wahrheit zu hören, so würden Ew. Majestät gleich wissen, daß es nicht an der Flöte liegt, und woran es liegt.« Der König trat einige Schritte zurück und sagte etwas heftig: »Wie? Was? Ich sollte die Wahrheit nicht vertragen können? Sage Er, was wahr ist.« Quanz sagte ganz trocken und verdrießlich: »Ich habe Ew. Majestät mehrmals gebeten, Sie möchten die Flöte, nachdem Sie gespielt haben, nicht in die Hand oder unter den Arm nehmen, sondern sie auf den Tisch legen. Sie thun dies aber doch, und die Flöte klingt unrein, weil sie ungleich erwärmt wird, nicht weil sie an sich unrein ist.« — Der König, sehr pikirt, antwortet: »Es ist nicht wahr!« und kehrte sich um.

100. Fehde zwischen Kirnberger und Quanz.

Kirnberger war mehrere Jahre lang die Geißel der Berlinischen Musiker, besonders Quanzens, mit dem er in beständiger Fehde lebte, weil er ihn beständig neckte; so wie er Jeden anzapfte, der musikalische Verdienste besaß, er mochte es machen wie er wollte. Er war mit Quanz immer in Fehde wegen kontrapunktischer Angelegenheiten, worin doch Quanz gewiß sein Meister war. Bei Gelegenheit der Flötenduette, welche Quanz drucken ließ, brach diese Fehde mit noch größerer Bitterkeit aus. Quanz hatte vorher, freilich mit Recht, immer behauptet, die zwei Stimmen eines Duetts müßten so eingerichtet sein, daß das Gehör keine dritte Stimme, oder keinen Baß, verlange. Nun ging Kirnberger von Haus zu Haus, und sagte Jedermann, Quanz's Duette wären ohne hinzugefügten Baß ganz unausstehlich. Quanz ereiferte sich, und ging so weit, daß er an Kirnberger schrieb, und einen Trumpf darauf setzte, wenn Kirnberger nicht innerhalb zwei Monaten zu allen sechs Duetts einen Baß setzte, der sich ungezwungen dazu schickte, und das Ohr

mehr befriedigte, als wenn die beiden Stimmen allein gespielt würden, wobei er die ersten Musiker Berlins zu Richtern anzunehmen sich erbot. Kirnberger mochte nun freilich wohl einige Schwierigkeiten finden, dies ganz so auszuführen, wie es verlangt ward; wie es denn überhaupt nicht immer seine Sache war, das besser zu machen, was er tadelte. Indessen hatte er ausgekundschaftet, daß Sonntags Quanz in einer gewissen Kirche seine Andacht halten wollte. Er ging in die Kirche, bat sich von dem Organisten, der von der Sache nichts wußte, die Orgel aus, und spielte während der Communion, auf zwei Manualen, ein kurzes Adagio aus Quanz's Duetts, mit einem Basse auf dem Pedale. Quanz kam darüber ganz außer sich, und ward vor Aergerniß beinahe krank. Jeder Mensch von unverdorbener moralischer Empfindung muß fühlen, wie hämisch es war, des guten Mannes Andacht auf diese Art zu stören; der aber freilich auch nicht hätte so schwach sein sollen, sich diese Sache so übermäßig zu Herzen zu nehmen.

101. La Mettrie.

La Mettrie war bekanntlich eigentlich ein Arzt von Profession, hatte viel Witz und gute Laune, aber seine Lebensart war nicht sehr ordentlich. Er machte an der Tafel des Königs den Possenreißer. Der König schraubte ihn oft, zuweilen nicht auf ganz feine Art, um ihn zum Schwatzen zu bewegen, damit es etwas zu lachen gäbe; da sagte er gemeiniglich viel Drolliges, und erlaubte sich dann auch oft Vieles, was ein Anderer nie würde gewagt haben, und es ging ihm durch. Wir wollen ein paar Beispiele anführen.

Zu Ende einer Abendtafel, als der König besonders aufgereimt war, schraubte er la Mettrie auf mancherlei Art, und dieser antwortete allerlei, was dem Könige vielleicht weniger gefiel, als er sichs merken ließ. Das Gespräch ward zwischen beiden immer lebhafter. La Mettrie hatte etwas von Königen, Staat und Politik fallen lassen; der König ergriff ihn dabei und rief aus: »Hört, la Mettrie, Ihr seid ein Arzt, und ein gewaltig gelehrter Mann dazu, aber bleibt weg von der Politik, das ist nicht Eure Sache (**elle n'est pas de votre ressort**), bleibt bei dem, was Eure Sache ist. — Seht!« — sagte er halblaut und neigte sich vertraulich zu la Mettrie — »wir haben jetzt eben von so vielen feinen Ragouts und schönen Fricasseen gegessen. Ihr wißt ja, als ein erfahrener Arzt, was aus allen

den Ragouts in wenigen Stunden wird. Nun sagt uns einmal, wie sich das Alles so sehr verwandeln kann, und welchen Theil jedes Ragout an der Masse haben wird? Nun sagt hurtig her, Doctor!« —

La Mettrie, mit angenommener ernsthafter Miene, antwortete schnell: »**Parbleu Sire! c'est bien aussi une affaire de politique, je soutiens donc qu'elle est du ressort de V. M.**« —

»**Comment,**« rief der König, »**vous êtes un fou, — une affaire de politique? c'est une affaire de **, je soutiens qu'elle est de votre ressort, et que vous devez nous l'expliquer, parlez donc.**«

»Gut,« sagte la Mettrie, »weil Ew. Majestät es befehlen; so sage ich denn, unsere ganze Maschine ist ein Staat, wohlgeordnet oder übelgeordnet, nachdem es kommt. Zuerst, der Magen ist der König,« —

Der König unterbrach ihn: »Da seht nun einmal den Narren an! warum soll der Magen König sein?«

»Ich bitte um Verzeihung, — **c'est parcequ'on lui donne tout** — und weil er als ein guter König das Wenigste für sich gebraucht, sondern das Meiste weiter ausspendet, und wenn er nun dies gehörig thut, und sonst ist, wie er sein soll: so befindet sich der ganze Staat vortrefflich. Die Arme und Füße sind der Militairstand, die vertheidigen den Staat, indem sie entweder auf die Feinde schlagen oder sich zurückziehen. Im Gehirne sitzen die Gelehrten und die Philosophen — **c'est la cervelle qui pense, comme V. M. le sait, — mais la cervelle n'ose penser qu'autant que Sa très gracieuse Majesté l'estomac le lui permettra; car si cette Majesté se trouve mal, adieu la pensée!** Im Gekröse sitzen die Handwerker und die Manufakturisten, da wird der Nahrungssaft bereitet, wovon alle Glieder leben.« —

»Nun,« unterbrach ihn der König, »und die Därme? Kommt doch zur Sache, Doctor; was ist jene Masse?« —

»Das ist der Schatz des Königs,« sagte la Mettrie, und suchte seinen Blick so ernsthaft zu machen, als möglich.

»Nun!« rief der König aus, »sieht man da nicht den **fou fieffé**? Sagt doch, Doctor, ob ein Sinn in Eurem Geschwätze ist?« —

»O ja!« rief la Mettrie, »und ein sehr richtiger Sinn! Der Schatz ist der Ueberschuß dessen, wovon sich alle Bürger

des Staats genährt haben. Ist die Verdauung nicht gut geschehen, cirkuliren die Säfte nicht so wie sie sollen, so wird kein Theil gehörig ernährt; alsdann kommt entweder nicht genug in den Schatz, c'est parceque l'état est constipé; oder es kommt zu viel zu demselben, was die arbeitende Klasse im Gekröse eigentlich hätte haben sollen, c'est qu'allait l'état à une diarrhée colliquative. Endlich der Schatz wird angewendet, um die fruchttragenden Felder zu düngen, damit eine wohlthätige Ernte entstehen möge, von welcher der Magen und sein ganzer Staat weiter leben können.«

102. Dosen und Hunde.

Wenn der König nach Berlin zum Karneval reis'te, wo er nach dem siebenjährigen Kriege, des Namens Karneval ungeachtet, den größten Theil seiner Zeit in seinen Zimmern zubrachte, nahm er eine ziemliche Anzahl von Dosen in zwei Kasten mit, welche gewöhnlich ein arabisches Kameel oder Dromedar *) nach Berlin trug.

So wie der König unter seinen Dosen diejenigen auswählte, die ihm zu der Zeit am besten gefielen, um sie mit nach Berlin zu nehmen, so wählte er auch unter seinen Windspielen, den Gefährten seiner einsamen Stunden. Diejenigen, die sich am besten aufgeführt hatten oder eben am meisten in Gunst waren, wurden zur Karnevalszeit mit nach Berlin genommen. Sie wurden in einer sechsspännigen Kutsche nach Berlin gefahren, unter der Aufsicht eines von den sogenannten Königlichen kleinen Lakaien, der gewöhnlich ihre Wartung und Fütterung besorgte. Man versichert, dieser habe sich allemal in der Kutsche auf den Rücksitz gesetzt, da die Windspiele den Vordersitz einnahmen, habe auch die Hunde nicht anders als per Sie angeredet. Z. B. »Biche, sein Sie doch artig! Alcmene, bellen Sie doch nicht so!« —

103. Falsche Quinten.

Vor dem siebenjährigen Kriege blies der König noch öfter im Kammerconcerte eins seiner Soli. Als der König einst ein neues Solo zum ersten Male spielte, waren in einem Satze, der

*) Der König hatte zwei solche Thiere von dem Grafen Czernichef erhalten, zu der Zeit da ein russisches Corps im siebenjährigen Kriege bei der preußischen Armee stand.

in der Transposition einige Male vorkam, etwas merkliche durchgehende Quinten. Quanz, dessen musikalische Orthodoxie nicht sehr tolerant war, schnaubte sich die Nase und räusperte sich einige Male; und Bach, etwas feiner, aber auch in solchen Sachen nicht sehr nachgebend, ließ bei dem Accompagnement auf dem Pianoforte die Quinten sehr deutlich hören. Die Andern schlugen die Augen nieder. Der König sagte Nichts, untersuchte sein Solo, und fand bald die Stellen. Er zeigte sie nach einigen Tagen, nicht Quanz, sondern dem Franz Benda, unter vier Augen, und fragte ihn, ob der Satz wirklich fehlerhaft sei. Dieser bejahte es. Der König änderte darauf die Stellen mit Beihülfe Benda's, und setzte hinzu: »Wir müssen doch Quanz keinen Katarrh zuziehen.«

104. Groß im Kleinen.

Im September 1784 ging der König bei seiner Anwesenheit auf dem Behmschen Gesundbrunnen in den Garten, und ihm folgte der Eigenthümer; der König knüpfte nachfolgendes Gespräch mit ihm an.

Der König. Wem gehört dies Werk jetzt?

Antwort. Den Erben des verstorbenen Doctor Behm.

K. Wer sind die?

A. Der — und der — u. s. w.

K. Warum nimmt das nicht Einer?

A. Es ist noch eins und das andere in Richtigkeit zu bringen gewesen; aber nächstens soll zum Verkauf geschritten werden, um aus der Communion zu kommen.

K. Das ist auch besser. — Was ist dies für Kraut?

A. Von jungen, etwas spät gesäeten Mohrrüben.

K. Und dies ist Kohl?

A. Ja, Ew. Majestät, man nennt ihn grünen oder auch braunen Kohl.

K. Wozu braucht Ihr ihn?

A. Er wird im Winter zum Theil nach der Stadt verkauft, zum Theil aber dem Viehe gegeben.

K. Was habt Ihr für Vieh?

A. Kühe.

K. Wo habt Ihr die?

A. Drüben auf der Meierei.

K. Dazu habt Ihr ja kein Futter!

A. Wir haben Wiesen.

K. Hier Wiesen (mit der Krücke im Sande scharrend)?

A. Sie liegen an der Panke.

K. Wo ist die Panke?

A. Dort in der Niederung.

K. Die können nichts taugen, da ist keine Ueberschwemmung.

A. Wir lassen Asche vom Seifensieder aus der Stadt darauf fahren, die frißt das Moos weg und verursacht, daß Klee wächst.

K. Da habt Ihr Recht. Wo habt Ihr das gelernt?

A. Von meinem Vater.

K. Wer war Euer Vater?

A. Ein Prediger auf dem Lande, in Pommern.

K. In welcher Gegend?

A. Unweit Bahn.

K. Wie heißt der Ort?

A. Linow.

K. Wem gehört er?

A. Einem gewissen v. Steinäcker, dessen Sohn jetzt Landrath im Greifenhagenschen Kreise ist.

K. Also seid Ihr kein Berliner?

A. Nein, Ew. Majestät.

K. Habt Ihr viel Brunnengäste gehabt?

A. Nein, Ew. Majestät, kaum ein Drittel gegen sonst.

K. Warum das?

A. Es war Anfangs des Sommers immer kühle Witterung.

K. Wann baden die Leute? im Juli, August und September?

A. Nein, Ew. Majestät, im Juni, Juli und August.

K. Warum nicht im September?

A. Es pflegt dann schon kühle Abende zu geben, wo man sich leicht erkälten kann.

K. Warum nicht gar! es ist ja das schönste Wetter (es war diesen Tag sehr warm). — Sind Merian und Sack hier gewesen?

A. Nein, Ew. Majestät, Merian hat sich ab und zu in Pankow aufgehalten. Sack aber ist schon zu alt, und die Füße wollen nicht mehr fort; seine Seelenkräfte aber sind noch die nämlichen.

K. Wie alt ist er?

A. Einundachtzig Jahr.

K. Nun, man kann auch nicht ewig leben. — Wer besorgt Euch dies hier?

A. Ein Meier muß das Vieh füttern und den Acker bestellen, ein Inspektor aber das Uebrige besorgen.

K. Kann der davon leben?

A. Er ist Traiteur mit dabei; kann auch barbiren und Ader lassen.

K. So, so (lachend). — Wozu ist das Brunnenwasser nütze?

A. Insonderheit für die Gicht.

K. Wovon wißt Ihr das?

A. Es sind Beispiele davon vorhanden.

K. Und welche?

A. Es war nur noch im vorigen Sommer eine Frau hier, die so mit der Gicht behaftet war, daß sie ihre Hände nicht gebrauchen konnte, nach Verlauf einiger Wochen aber besser wurde.

K. Was war das für eine Frau? eine gemeine Frau?

A. Ja, in gewissem Betracht wohl, denn sie ist nur eine Bürgerfrau aus der Stadt; sie ist aber reich.

K. Ich hätte mir diesen Garten größer vorgestellt.

A. Er ist auch nicht klein. Wenn Ew. Majestät die Gnade haben und diesen Gang etwas weiter hinauf gehen wollten, so würden Sie ihn besser übersehen können.

(Der König ging weiter vorwärts und bis ans Ende, und fragte dann weiter.)

K. Was ist das für eine Hecke?

A. Eine Buchenhecke.

K. Die sieht gut aus.

A. Sie hat doppelten Nutzen, denn sie sieht nicht allein gut aus, sondern sie macht auch hier den Zaun, weil es an der Straße ist.

K. Da habt Ihr Recht. — Was habt Ihr für Bäume im Garten?

A. Mehrentheils Kirschen und Pflaumen, die Apfel- und Birnbäume wollen nicht recht fort. Ich vermuthe, der Boden ist zu schwach, denn sie sterben hernach am Brande.

K. Was habt Ihr für Kirschen?

A. Vielerlei Sorten, die nach und nach reif werden, so daß man an sechs Wochen lang immer welche hat. Es sind viel gute Sorten dabei. Selbst Ihro Majestät die Königin haben einige Male welche davon holen lassen.

K. Was ist dies für Zeug?

A. Erbsen-Stroh; man hat die grünen Erbsen zum Kochen, und die reifen zur Saat bereits abgenommen. Das Stroh aber wird dem Viehe gegeben.

K. Was sind das für Häuser hier herum?

A. Die gehören alle zum Brunnen, nur die Papiermühle nicht.

K. Aber die in der Entfernung?

A. Das sind Kolonistenhäuser, welche Ew. Majestät vor zwei Jahren haben bauen lassen, und es sind Gärten darin angesetzt.

K. Ja, das weiß ich.

A. Es sind aber zu der Zeit bei Lichtenberg und Friedrichsfelde noch mehr erbauet worden.

K. Auch das erinnere ich mich. Aber woher wißt Ihr das?

A. Ich habe mich genau darnach erkundigt, um auf den gegenwärtigen Fall vorbereitet zu sein.

K. Wo ist Euer Haus?

A. Ich habe keins, sondern wohne in der Stadt.

K. Wovon lebt Ihr?

A. Ich habe die Gnade, Ew. Majestät zu dienen.

K. Also kommt Ihr nur selten heraus, wenn Ihr Zeit habt?

A. Ja, Ew. Majestät, die Woche ein Mal.

K. Da (auf den Flügel sehend) wohnen wohl die Brunnengäste?

A. Ja, Ew. Majestät.

K. Und hier ist vermuthlich die Küche?

A. Ja, Ew. Majestät.

K. Gott behüt' Euch.

So unbedeutend auch dies Gespräch an sich ist, giebt es doch einen deutlichen Beweis, daß der König, der in aller Hinsicht selbst regierte, es nicht für unwichtig hielt, sich von einer jeden Sache, so gering sie ihm auch sein mußte, aufs genaueste unterrichten zu lassen.

105. Dr. Zimmermann.

Die bekannte Heiterkeit des Geistes dieses großen Königs verließ ihn auch in seinen schmerzhaften Krankheiten nicht. In der letzten hatte er den hannöverschen Leibarzt Zimmermann berufen, ihn zu bedienen. »Hat Er schon viele Menschen in die

andere Welt befördert?« fragte der König. Der Arzt antwortete: »Nicht so viel als Ew. Majestät, und nicht mit so vielem Ruhm.« Der große König nahm es mehrentheils lächelnd auf, wenn sein Scherz mit gutem Witze erwiederte wurde. Unbescheidenheiten pflegte er in solchen Fällen bloß mit Stillschweigen und schnellem Abbrechen des Gespräches zu beantworten.

106. Ein H...tt, der es weiter sagt.

Gegenwart des Geistes schätzte der König an Jedem, vorzüglich aber an Officieren, und eben deßhalb übersah er manches Andere. Einst war ein Officier, der bei dem Könige sehr beliebt war, während des Karnevals von Potsdam heimlich zur Redoute nach Berlin gegangen. Durch irgend einen Zufall bemerkte und erkannte ihn der König, der in seinen früheren Jahren die Redoute, so wie die Oper, bisweilen zu besuchen pflegte. Er ging auf den Officier zu, und nannte ihn bei seinem Namen. Dieser that, als wisse er nicht, mit wem er spreche, und sagte: »St! Ja, ich heiße so; aber ein H...tt, der es weiter sagt.« Kaum war aber der König von ihm weggegangen, so verließ er schnell den Redoutensaal, stieg zu Pferde und ritt so schnell als möglich nach Potsdam zurück. Als er daselbst ankam, that er, als wäre er berauscht, fing mit der Wache Händel an, und ward von dem Officier in Arrest genommen, bis er den Rausch würde ausgeschlafen haben. Nicht lange nachher kam ein Jäger von dem Könige mit dem Befehle: Sobald der Lieutenant E... in Potsdam ankommen würde, solle er sogleich arretirt werden. Der Officier ließ dem Könige zurücksagen, das sei schon vor einer halben Stunde geschehen. Der Arrestant kam auf des Königs Befehl bald wieder los. Als er das erste Mal wieder auf der Parade war, rief ihn der König zu sich heran, und sagte: »E...i Er ist Hauptmann; aber ein H...tt, der es weiter sagt.« Alle übrigen Officiere waren neugierig, was der König wohl mit ihrem Kameraden gesprochen haben möchte; er war aber so klug, sich kein Wort entfallen zu lassen. Nach Verlauf eines Jahres bekam er endlich das Kapitains-Patent ausgefertigt, und zwar unter eben dem Datum, an welchem ihm der König die erwähnte scherzhafte Strafe aufgelegt hatte.

107. Joseph II.

Ein vornehmer französischer Herr äußerte seine besondere

Verwunderung darüber gegen den König, als er in Sans-Souci beinahe in jedem Zimmer des Kaisers Bildniß antraf, zumal bei der damaligen Lage der Dinge (es war im baierischen Erbfolgekriege). »Sie wundern sich, Herr Marquis?« sagte der König. »Ich stellte mir wohl vor, daß Sie das thun würden: aber der Kaiser ist ein feuriger und thätiger Monarch, den ich nicht gern aus den Augen lasse.« Joseph der Zweite ließ aber auch seinem großen Zeitgenossen Gerechtigkeit widerfahren. Im Lager bei Minkendorf sagte er zu einem spanischen Officier, der die Ordnung der österreichischen Truppen bewunderte: »Ich setze alles ersinnliche Vertrauen in meine Armee, und nun Friedrich todt ist, habe ich drei der besten Generale.« Er zeigte auf Lascy, Laudon und Haddik.

108. Der gefundene Geldtopf.

Als der König 1761 im Monat August mit der Armee in der Gegend bei Schweidnitz stand und in dem Dorfe Jauernick auf dem Kirchhofe eine Schanze aufgeworfen werden sollte, so wurden zu dieser Arbeit Viele von verschiedenen Regimentern dahin geschickt, welche unter der Aufsicht eines Officiers daselbst arbeiten mußten. Bei dem Auswerfen der Erde trafen einige Arbeiter auf einen alten Topf. Da sie solchen nicht mit gehöriger Vorsicht herausgezogen, so zerbrach er oben etwas, und sie wurden gewahr, daß Geld darin war. Sie wollten schon darüber herfallen; allein der Officier trieb sie davon und nahm den Topf zu sich, mit dem Bedeuten, er wolle das Geld, das darin wäre, richtig unter sie vertheilen, wenn sie abgelös't würden. Hiermit waren die Arbeiter zufrieden. Der Topf wurde in die Kirchthür gesetzt, der Officier aber entfernte sich, zog die Strümpfe aus und trat mit bloßen Füßen in die Stiefeln, schüttelte heimlich das Geld aus dem Topfe heraus, legte die Strümpfe unten in denselben, und schüttete dann das noch übrige Geld wieder hinein. Da die Arbeiter nun abgelös't wurden, forderten sie den Topf von dem Officier, der ihn auch gleich hergab, das Geld ausschüttete und ihnen zeigte, es sei nicht lauter Geld im Topfe, sondern unten wären alte Lumpen. Es zeigte sich ein lautes Mißvergnügen unter den Arbeitern, als ginge es nicht richtig zu, so daß der Officier sich gezwungen sah, mit dem Stocke zu drohen, da eben der König ankam, um die Schanze in Augenschein zu nehmen. Er fragte: was vorgefallen sei? Die Soldaten erzählten dem Monarchen die ganze Begebenheit, und der

König ließ sich den Topf, das Geld und die angeblichen Lumpen vorzeigen. Ein alter Grenadier hatte diese letzten in der Hand, und sagte: »Ihro Majestät, es sind keine alten Lumpen, sondern ein Paar Zwirnstrümpfe, in die ein Name gezeichnet ist.« Damit zeigte er sie dem Könige, so daß er deutlich oben am Strumpfe v. *** gewahr ward. Der König ließ den Officier herbei rufen und fragte ihn, wie er heiße? Der Officier sagte: v. ***. »Nun,« war des Königs Antwort: »weiß Er nicht, daß das Geld Ihm gehört? Seine Vorfahren haben es hierher vergraben. Da steht ja der Name im Strumpf, der noch so gut ist, als wär' er jetzt erst hineingethan!«

»Bursche! wißt Ihr was? laßt dem Officier sein Geld, ich lasse den Topf mit lauter Zweigroschenstücken anfüllen, und dann sollen sie in so viele Theile, als Ihr hier seid, vertheilt werden. Seyd Ihr damit zufrieden?«

»O ja, Ihro Majestät,« war die Antwort Aller. Sie konnten dies um so lieber thun, weil im Topfe nur kleine alte Münze und zum Theil auch Kupfergeld gewesen war.

Hierdurch riß der König den Officier mit dem größten Bedacht aus der Verlegenheit über einen begangenen Fehler und ließ ihn stumm und beschämt stehen.

109. Doctor und Apotheker.

Es war schon tief im Herbste, da die Armee noch in Böhmen stand, und der König fand für gut, den Stand seiner Armee zu verändern, weßhalb denn auch sogleich nach Mitternacht aufgebrochen und marschirt wurde. Ein Unterofficier, der die Avantgarde hatte, befand sich nicht wohl, und da der Tag anbrach, that der König, der neben ihm herritt, verschiedene Fragen an ihn, die aber jener immer nur sehr kurz und in krummer Lage auf dem Pferde beantwortete. Dies fiel dem Könige auf und er fragte ihn, was ihm fehle?

Unterofficier. Ihro Majestät! entsetzliches Schneiden im Leibe.

Der König. Er hat sich gewiß diese Nacht erkältet?

Unterofficier. Vermuthlich. Ich weiß nicht, wo ich bleiben soll.

Der König. Ist nicht gut; indessen ich habe die Apotheke nicht weit, aus der will ich Ihm etwas verschreiben.

Hierauf sah sich der König nach seinem Gefolge um, und sagte:

»Unter Ihnen, Messieurs, weiß ich, führt Jemand gute Magentropfen bei sich. (Dies galt einem gewissen Major.)

Sie sahen sich alle verwundernd an und Niemand rückte mit einer Antwort heraus, bis endlich der König anfing:

»Nur heraus damit! ich gebrauche sie;« (wobei er den Major *** ansah. Dieser brachte dann sogleich seine Magentropfen hervor. Der König nahm sie ihm eigenhändig ab und gab sie dem Unterofficier mit den Worten:)

»Nun trink' Er, so viel Er glaubt vertragen zu können; sie sind etwas stark.«

Der Unterofficier setzte die Flasche an, worin ungefähr ein Achtel Quart war, und da es ihm gut schmeckte, so trank er Alles in einem Zuge aus und gab die leere Flasche dem Major zurück. Nach einer halben Stunde fragte der König seinen Patienten, wie er sich jetzt befinde?

»O wie neu geboren!« erwiederte der Unterofficier.

»Sieht Er,« gab der König zur Antwort; »ich bin der Doctor und der (auf den Major zeigend), der Apotheker.«

110. Der Guckkasten.

In den ersten Jahren seiner Regierung hatte der König oft sehr muntere Einfälle. Unter andern ließ er sich einen Guckkasten verfertigen, in denselben ließ er, wenn er aufgeräumt war, Diesen oder Jenen hineinsehen, um sich an dessen Ueberraschung zu belustigen. Diese Personen fanden sich hier nach dem Leben in einem komischen Aufzuge gemalt. So ritt z. B. der Hofschneider, mit der Elle in der Hand, auf einem Bocke; ein Arzt des Königs sah seinen Kopf auf dem Rumpfe eines Affen, der ein Klystier gab; ein Höfling war als Hahn dargestellt, und befand sich unter Hühnern, deren Köpfe nach den reizendsten Hofdamen abgebildet waren; u. s. w.

Erklärung der Bilder
im
ersten Hefte.

---

1. Portrait des Königs.

2. Dem Könige fiel nach der Schlacht bei Torgau eine Flintenkugel aus dem Ueberrock. Die um ihn stehenden Grenadiere riefen dabei aus: „Du bist doch unser alter Fritze!“

3. Ein Bauer weigerte sich, von dem Bäcker für erkauftes Getreide, Münze, statt Courant, anzunehmen. Es entstand Zank. Der König ritt vorbei und fragte den Bauer, warum er die Münze nicht nehmen wollte. „Nimmt he se denn!“ fragte der Bauer den König.

Erklärung der Bilder
im
ersten Hefte.

1. Portrait des Königs.

2. Dem Könige fiel nach der Schlacht bei Torgau eine Flintenkugel aus dem Ueberrock. Die um ihn stehenden Grenadiere riefen dabei aus: „Du bist doch unser alter Fritze!"

3. Ein Bauer weigerte sich, von dem Bäcker für erkauftes Getreide, Münze, statt Courant, anzunehmen. Es entstand Zank. Der König ritt vorbei und fragte den Bauer, warum er die Münze nicht nehmen wollte. „Nimmt he se denn!" fragte der Bauer den König.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer, Franz

Anekdoten von Friedrich dem Großen aus authentischen Quellen gesammelt

Bd.: 1

Quedlinburg [u.a.] (1839)

Bibl.Mont. 3297-1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10722549-2